Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 29/30 — 26. Juli 1923 — 37. Jahrgang

Inhalt: Schleiermacher nach dem Frieden von Tilsit — Prophetische Gotteserfahrung — Sadhu Sundar Singh, der Apostel Indiens. Zweites Stück — Antwort an Herrn D. Theodor Kaftan — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen fünftes Stück — Bischof Konrad Freifeldt † — Wie kommen wir vorwärts? Erste Hälfte — Psychanalyse und Anthroposophie (Pfister) — Verschiedenes: Geschichte der antiken Philosophie (Joël); Oswald Spengler als Philosoph (Messer); Geschlecht und Religion (Beyer); Weltanschauung (Richert); Von ewigen Dingen (Th. Häring); Aus Amt und Zeit (Meyer-Steinmann); Konfirmandenunterricht, Religionsunterricht, Katechismus (Johannes Bauer); Weihestunden; Thüringer Kirchenblatt; Die Sternenwelten und ihre Bewohner (Pohle); Wanderungen durch die Sternenwelt (Onnasch); Purzelpeter (Branchart-Grengg); Religiöse Dramen (Roose, Graf, Lübbe); Kleine Mitteilungen; Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Schleiermacher nach dem Frieden von Tilsit

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Immer muß dieses Ausspruches tiefe Wahrheit dem Redlichen und Nachdenkenden einleuchten; wann aber kann sie allgemeiner und inniger gefühlt werden, als in Zeiten, wie die gegenwärtigen. Denn bei voller Ruhe und Ordnung kommt dem Menschen auf seiner Lebensbahn gar manche Unterstützung von außen, um ihn zu bewahren, daß er nicht gefährlich falle. Durch die herrschende Sitte, durch das öffentliche Urteil, durch den rechtlichen Geist der Verbindungen, denen er zunächst angehört, und durch manches Andere wird der Einzelne getragen und gehalten; daß er eine innere Festigkeit eher entbehren kann und, wenn man bloß auf sein Handeln und den Einfluß desselben sieht, oft besser erscheint, als er wirklich ist. Aber in Zeiten der Zerrüttung und Verwirrung, wo so manches gesellige Band und zwar von den wirksamsten aufgelöst wird, wo die öffentliche Meinung sich spaltet oder schweigt, wo die Grenzen des Rechtes und Unrechtes von ihren alten Plätzen verrückt zu sein scheinen, wo Ratgeben lästiger ist als je und Jeder genug hat, wenn er nur seine eignen Angelegenheiten in leidlicher Verfassung erhält — da wird Jeder wohl ausrufen: Wohl dem, der in sich selbst fest gegründet ist! Wohl dem, welchen auch der Sturm nicht aus seinem Wege wirft, welchem auch die Nebel, die sich um ihn her lagern, den Blick nicht verdunkeln können, welcher auch auf dem schlüpfrigen Boden fest steht und sicher fortschreitet.

Solches geschieht durch Gnade, setzt freilich die Schrift hinzu, diese Sicherheit kann nur das Werk des göttlichen Geistes sein. Aber das ist nicht dazu gemeint, um uns etwa irgend zu einer Entschuldigung zu dienen, daß wir sagen dürften, wenn unser Herz nicht fest und unser Weg nicht sicher ist, wir trügen nur die Schuld der Natur und der Notwendigkeit. Wir sollen ja nicht vergessen, daß wir als Christen nichts Anderes erkennen in unserm Handeln, als Gnade entweder, oder Sünde, so daß, was der ersten nicht angehört, notwendig die letzte sein muß. Niemand also beruhige sich bei der Unsicherheit seines Herzens, sondern überzeugt, daß er sonst immer tiefer in die Gewalt der Sünde sich begibt, trachte Jeder, daß er immer mehr fest werde durch die Gnade.

Prophetische Gotteserfahrung

Die Christliche Welt gibt mir freundlicherweise die Erlaubnis, zur zehnten Auflage meiner Schrift über „Das Heilige" selber die Jubiläumsrede zu halten. Ich will es tun, indem ich versuche, die eigentliche Absicht des Buches deutlich zu machen an einem besonderen Beispiele, nämlich an der prophetischen Gotteserfahrung und ihrer Beziehung zur neutestamentlichen.

1

Das uns leitende Interesse war weder ein religionsgeschichtliches noch ein religionspsychologisches, sondern ein theologisches, und zwar das christlich theologische: nämlich durch Untersuchung des Heiligen und seiner sowohl irrationalen wie rationalen Gehalte und ihrer Verbindungen und wechselseitigen Durchdringungen uns vorzubereiten für eine schärfere und bessere Erfassung der biblischen und besonders der neutestamentlichen Gotteserfahrung. Mit jener Untersuchung allein ist solche bessere Erfassung natürlich nicht abgeschlossen, sondern nur erst vorbereitet. Denn solche Erfassung ist erst gegeben, wenn es gelungen ist, das ganz Individuelle, durchaus geschichtlich Bestimmte und Besondere der biblischen Gottesidee aufzufassen. Und das ist mit einem klareren Verständnis der Idee des Heiligen allein noch nicht geleistet. Denn diese ist das Lebensmoment in aller echten Religion überhaupt, und wir haben im Verlaufe der Untersuchung mehrfach darauf hingewiesen, wie die biblische Religion gerade durch das Moment der Heiligkeit verwandt ist mit jenen anderen großen Erscheinungen, die wir eben um dieses Momentes willen auch Religionen nennen. Andererseits aber wurden uns in der Untersuchung selber an verschiedenen Orten bereits Unterschiede deutlich hinsichtlich der Idee des Heiligen selber, die wir zugleich als entschiedene Überlegenheiten des Christentums in Anspruch nahmen: Unterschiede der Bestimmtheit, Reinheit, Reife und Klarheit, mit der die Idee des Heiligen auftritt, Unterschiede des Reichtumes und völligeren Besitzes aller ihrer wesentlichen Momente, Unterschiede im Verhältnisse dieser Momente untereinander, im Überwiegen oder Zurücktreten, im Betontsein oder Verschwinden des Einen gegen das Andere, in der Mischung und Harmonie der Teile im Ganzen, die ein Vergleichen auf höheren und überlegenen Wert und ein Urteil nach Vollkommenerem und Unvollkommenerem zulassen.

Aber auch dieses rechnen wir nur erst zur Vorbereitung. Worauf es uns ankommt, das ist, nachdem wir uns zunächst die allgemeineren Kategorien gewonnen haben, zu versuchen, das ganz Besondere, so nur hier Gegebene der biblischen Gottesidee uns zu verdeutlichen; so wie sie in immer deutlicherer Bestimmtheit im Verlaufe der „Heilsgeschichte" heraustritt und sich erfüllt und vollendet im Evangelium als „Gott und Vater Jesu Christi". Woran uns dabei besonders liegt, das ist, zugleich zu zeigen, wie diese Gottesidee sich abhebt in ihrer Besonderheit, fast möchte man sagen, in ihrem Charakter, von bloßem „Theismus" überhaupt. Gewiß ist der biblische Gottesbegriff theistisch, aber damit ist für ihn eigentlich am wenigsten gesagt und zu höchst ein allgemeiner Rahmen für ihn gegeben (der obendrein, wie wir bereits gesehen haben, gelegentlich und in mehreren Hinsichten selber etwas eng ist). Dabei werden wir nicht noch einmal die Analyse auf rationale und irrationale Momente wiederholen müssen, sondern nachdem unser Blick dafür geschärft ist, lassen wir nun diese Momente so, wie die religiöse Erfahrung sie gibt, ineinandergeflossen und vereint, so nämlich, daß jene immer und durchaus mit diesen überschattet sind und diese zu jenen immer geneigt sind. — Wir wenden uns hier nun zunächst zu der Gott-Erfahrung des Alten Testamentes, denn ohne diese ist die des Neuen unverständlich, fragen hier nach der Gott-Erfahrung oder dem Gott-Gefühl der großen Propheten Israels, und stellen dabei den größten in die Mitte, den Propheten Jesaja, in dem wir auf die Anderen gelegentlich hin- und auf das Evangelium vorausblicken.

2

Was ist Gott für Jesaja? — Zunächst muß man sich klar machen, daß er ebensowenig wie ein anderer Schriftsteller des Alten Testamentes sich diese Frage je ausdrücklich stellt, daß es eine eigentliche „Gotteslehre", eine Theologie bei ihnen nicht gibt, daß alle Schriftaussagen noch vortheologisch sind, das heißt, daß die Reflexion auf das, was man in starkem Gefühl an ihm hat, noch gar nicht aufgewacht ist. (Der erste Ansatz dazu ist vielleicht in dem Fragen nach dem Namen des Gottes zu finden und in der geheimnisvollen Antwort: Ich bin, der ich bin.) Die zum Gottesausdruck verwendeten Vorstellungen sind vielmehr noch naiv, das heißt eben noch ohne Reflexion, sind zumeist einzuordnen unter den Begriff von gesteigertem und idealisiertem Menschwesen, nach der Methode der via eminentiae, und in solchen Steigerungen liegt der Ansatz zu der späteren theistischen Absolutsheitspekulation. Aber man geht an der Hauptsache vorbei, wenn man zu sehr auf diese achtet statt auf gewisse zunächst rein gefühlsmäßig besessene Momente, die zu alledem den Hintergrund bilden. Was ist für Jesaja Jahveh seinem inneren Wesen nach? Was für eine Art Wesen ist er, und worin besteht die Sonderart dieses seines Wesens, dieser seiner Wesenheit? Könnte man Jesaja katechisieren, so würde er darauf eine Antwort haben geben können, und nicht nur er, sondern zweifellos auch sein Kreis und das damalige Israel überhaupt. Jahveh ist von Wesen El. Er ist auch e i n El, der höchste El, vielleicht schon der einzige wirkliche El, schon „Elohim", das heißt der, der alle „Elheit" überhaupt ganz und allein in sich befaßt.

Aber diese Frage ist uns zunächst nicht die wichtigste, sondern die andere: Was ist El? was ist man, wenn man El ist? Definiert wird das nirgends. Gelehrt wird darüber auch nirgends etwas. Denn was das sei, das lebte als Selbstverständliches im religiösen Gefühle des Volkes. Nur gleichsam gelegentlich, und darum selten, kommt mit zutage, was man damit meinte, oder besser, was man bei diesem Worte fühlte. Um so wichtiger sind uns solche Äußerungen. Denn gerade in dem Gelegentlichen kommt zugleich das völlig Selbstverständliche und für die Zeit Allgemeingültige mit zutage. Und wie durch gelegentliche Fenster schauen wir plötzlich durch es hinein in die untergründige Gefühlswelt, die der stehende Hintergrund aller Gottesüberzeugung des Alten Testamentes und damit auch des Neuen ist. Ein solches Fenster ist die ganz gelegentliche, gar nicht besonders lehrhaft gemeinte Stelle Jes. 31, 3:

Die Ägypter sind ja M e n s c h, nicht El.
Ihre Rosse sind F l e i s c h, nicht R u a c h.

Was also ist „el"? Etwa Mensch, wenn schon in gesteigerter Form? Nein, sondern etwas „ganz Anderes". Woraus besteht, woraus ist „el" — einerlei ob es viele oder einen gibt oder ob, wie eigentlich die Form elohim schon andeutet, Zahl auf el überhaupt nicht paßt — woraus ist „el" gemacht? was ist seine Wesenheit? — Aus r u a c h ist es gemacht. Ruach ist sein Wesen, das heißt „Geist", aber Geist nicht im Sinne von „Vernunft" oder von Geist im höchstgesteigerten Menschensinne, sondern in dem Sinne, den wir angaben, als wir über „numen" nachdachten. Und ruach ist geradezu der biblische Ausdruck für das, was wir mit diesem lateinischen anzudeuten versuchten. Sein Gegensatz ist „Fleisch". Und Fleisch sind nicht nur die Rosse Ägyptens sondern schlechthin alles Kreatürliche überhaupt und gerade auch der Mensch samt seinen Vermögen und Kräften. Notwendig steigt mit der Idee von numen und ruach sogleich ihr Gegensatz mit herauf, das Fleisch. Und beide Begriffe heben sich gegenseitig, fordern sich gegenseitig, und wenn sie auch nicht bloße Beziehungsbegriffe sind wie etwa Zähler und Nenner, so sind sie doch untrennbar und verhalten sich funktionell zueinander. Je stärker der eine gefaßt und gefühlt ist auf der positiven Seite, desto stärker wird das Schwergewicht des andern auf der negativen Seite. Dabei hat die Idee der ruach durchaus die Führung und geht voran. Nicht weil der Mensch aus einem „natürlichen" Pessimismus heraus sich und alle Weltdinge als „Fleisch" beurteilt, entsteht nun als erträumtes Gegenbild die Idee der ruach, sondern gerade umgekehrt: weil und wo die Ahnung von ruach aufgeht, sinkt alles Hiesige ins Fleisch. Fleisch ist erst das Negative der ruach und kann erst als sein Schatten auftreten, wenn jenes zuvor gefühlt worden ist. Die Intuition dieses Gegensatzes von ruach und basar (Fleisch) ist nun aber geradezu die Grundintuition überhaupt, die der ganzen biblischen Gefühlswelt zu Grunde liegt und ihr erstes allgemeinst Vorausgesetztes ist. In ihr liegt zugleich der unendlich gehaltvolle und fruchtbare Keim auch zu den tiefsten Lehren des Evangeliums vom „Reich der Himmel" und seinem Gegensatze, dem Reiche dieser Welt, und zu den Erlösungslehren in Paulus und Johannes, wie wir noch sehen werden. Wer „Reich der Himmel" sagt, der sagt zugleich schon pneuma, und pneuma ist ruach.

3

Was aber ist ruach? Auch dafür finden wir nirgends eine Definition. Wohl aber finden wir, wenn wir genau achtgeben, alle die Gefühlsmomente wieder, die wir früher entwickelt haben. Und ihr Wesen tut sich in bedeutungsvollen Begleitzeichen und Synonymen hervor, die vom ersten zum letzten Blatte der Bibel wiederkehren, die nirgends zufällig sind, die von jedem ähnlich gefunden werden müßten, dem ruach aufgeht, die sich in der Sprache des Paulus und Johannes besonders nachdrücklich formen, aber die alle im Sprachgebrauche des Alten Testamentes bereits angelegt und zum Teil völlig deutlich ausgeformt sind. Ruach ist zuvörderst das ganz W u n d e r s a m e. Es ist Macht, aber nicht gewöhnliche Macht, etwa in ausnehmender Steigerung, sondern im Anfange etwa magische Macht, dann in geadelter Form Wundermacht. Und Wundermacht wieder in noch höherer Steigerung als s c h ö p f e r i s c h e Macht, die sich von anderer Macht nicht nur dadurch unterscheidet, daß sie „Allmacht" ist — ein Begriff, der erst später auftritt und nicht die Hauptsache sagt — sondern dadurch, daß sie Wundermacht ist. Ruach ist, was, in den Menschen eingehend, diesen selber zum Wunderwesen macht und in ihm das Wundersame, besonders das Prophetische wirkt, aber allgemein den Zustand des „Enthusiasmus" in ihm schafft, einen Zustand seltsamen inneren Brandes, der im „Eifern um Jahveh" sich auswirkt. Und hierin zeigt sie sich ganz besonders, und wenn man das Göttliche im Biblischen Sinne zunächst durch Ruach bestimmen muß, so würde es eine richtige erste Definition des Göttlichen sein, wenn man sagt: Das Göttliche ist das innerlich brennend Machende! („Du heilige B r u n s t, süßer Trost!" „E n t z ü n d e die Herzen deiner Gläubigen.") Klarer tut sich das Wesen von ruach dann hervor in seinen verschiedenen Gegensätzen zu basar, Fleisch. Hier das Nichtig-Hinfällige. Dort das Wundermächtige, die „Macht und die Kraft", umwittert vom Nachhall des ursprünglich magischen Sinnes dieser Bezeichnungen. Hier das Todverfallene, wahrer Seinskraft entbehrende. Dort das „Leben" und das Leben gebende, das Begeistend-Schaffende, aus Todesschatten befreiende, das Leben selbst der todbefangenen Kreatur. Hier die „Eitelkeit" und der Schein. Dort die „Wahrheit", und das heißt zugleich die Wirklichkeit, wirklich und wahrhaftig Seiendes, Echtheit und Völligkeit des Seins und Lebens. Hier das Dunkle, der Schatten, die Finsternis. Dort „Licht". Hier die befangene, törichte und irrende Menschenansicht. Dort die Klarheit, die Erkenntnis, die wahre und höhere Einsicht in die Dinge, wie sie sind lifene Jahveh „vor dem Angesichte Jahvehs", das heißt „in Wahrheit". Hier Staub und Asche. Dort der Glanz,

die Herrlichkeit, die Glorie des numinosen Illustre. Hier die „Unreinheit“, die „Sünde“. Dort die unsagbare, unberührbare „Reinheit“, die Heiligkeit, das Augustum des Sakrosankten. Dazu gegenüber allem „unbedeckten“ Fleische dort die unheimlich-verzehrende Glut, das fressende Feuer, und doch andererseits wieder höchst gesuchter Besitz, erwünschtestes Gut. In sich selber aber, wie es brennen und eifern macht, selber ein unrastig Lohendes, Drängendes und Treibendes, ein Kommendes und Gehendes, sich Gewährendes und sich Entziehendes, nicht Statisches, sondern ganz Dynamisches.

4

Die Synonyme für ruach, von denen wir oben sprachen, sind sehr beredt und ausdrucksvoll: sie sind diejenigen, die wir hernach besonders im Johannesevangelium und in den Johanneischen Briefen wiederfinden als Begleiter von pneuma und logos, und die doch alle schon in der prophetischen Vorstellung von der ruach mit angelegt sind: *Leben* vor allem, dann *Licht*, und *Wahrheit* mit Erkenntnis und Weisheit. Sie gehören aufs engste zusammen und sind nur Ausdruck für ein und dieselbe Sache. „Du bist die *lebendige* Quelle und in deinem *Lichte* sehen wir das Licht.“ Zugleich sind sie nicht „natürliche“ Prädikate, nicht nur gesteigerte Weltsachen, sondern fühlbar Wundersachen, feierliche Seltsamkeiten. Die „Wahrheit“ kommt oft genug und ausdrücklich auch für sich allein vor. Zugleich aber ist sie nur die eine Seite des seltsamen Begriffes „Leben“ selber; der seine Seltsamkeit und seinen Reichtum besonders in der Formel „der lebendige Gott“ zeigt. Was heißt diese Formel? Zunächst meint sie die „Wahrheit“, die Echtheit dieses Gottes gegenüber von Göttern, die es nicht wahrhaft, nicht in der Wahrheit sind. Sie meint den „wahrhaftigen“ Gott, das heißt den, der es wahrhaft ist im Vergleich mit andern, die es nicht sind. Und dieses zunächst eigentlich nicht im Sinne von logisch wahr und falsch: nicht eigentlich so, daß etwa die andern „Götter“ überhaupt nur vermeintlich da wären, nur Phantasieerzeugnisse seien, sondern im Sinne eines Qualitätsgegensatzes, nämlich so, daß die andern nur Jammergeschöpfe, Nichtse, bloße Ölgötzen sind gegen den, der eben „das Leben“ hat und ist. Bei jenen Ohnmacht, Schlaffheit, Nichtigkeit, bei diesem aber Leben als wahre Fülle der Wirklichkeit, der Macht und Kraft, des lebendigen Wirkens und Herrschens, des unverwelklichen und unerschöpflichen Daseins, darum auch der wahren Macht zu helfen und zu schenken. Und dieser Sinn von Leben ist dann nur die besondere Anwendung jenes Dualismus von ruach und basar überhaupt. Der Welt des Fleisches, dieser schlaffen, nichtigen Welt ohne Stütze in sich selber steht im allgemeinen gegenüber die ruach, in der wirklich „Leben“ ist, wahres, kräftiges, unverwelkliches, wirkendes, mächtiges. In diese Welt der Ruach wird durch jene Aussage Jahveh ganz hineingehoben, seine Rivalen aber werden hinabgedrückt in die des Fleisches und der Ohnmacht, womit sie dann schließlich überhaupt der Lüge, der bloßen Einbildung verfallen *).

Aber weiter: Leben meint noch mehr. Leben im einfachsten Sinne war das, was man im Gegensatze zum Tod- und Fühllos-sein wahrnahm in Pflanze und Tier und Mensch, und was diese auszeichnete gegenüber der leblosen oder der gestorbenen Natur. Aber damit ist Leben auch im ersten einfachen Sinne nicht eine einfach „physikalische“ Größe. Sondern gerade dieses natürliche Leben schon war für den antiken Menschen umdämmert nach der „rohen“ Betrachtung vom „Zauberhaften“, oder wie wir sagen würden, vom Übernatürlichen; war zugänglich zauberhafter Beeinflussung, erlangbar durch zauberhafte Wirkung und selber ein höchst Zaubermächtiges. Für die feinere Betrachtung aber war es „Wunder“, Wunderwirkung und Wundermacht, war selber aus ruach entstammt. Zugleich aber erhöht sich der Begriff, wenn er angewandt wird auf ruach und el selbst. Leben ist dann mehr und anderes als Leben im Sinne natürlichen Daseins. Es wird ein eigentümlich indefinibeles Gut, eine Art „Heilsgut“, das ersehnt und verheißen wird als ein Überschwengliches, das nicht von dieser Welt ist und das ganz einsinkt in numinoses Geheimnis. Und daraus und nur daraus versteht sich endlich der letzte und sonderbarste Sinn von Leben und lebendig, den wir etwa fühlen in dem Worte: „Schrecklich ist es in die Hände des *lebendigen* Gottes zu fallen.“ Hier ist lebendig zugleich offenbar Synonym von Eifern, Zorn, Glut, von verzehrendem und fressendem Feuer. Lebendig ist hier lohende Erregtheit, heißer, verzehrender Affekt, herrischer Wille. Und das verstehen wir, sobald wir erkannt haben, daß „Leben“ Ideogramm ist des Numinos-geistmäßigen, das wesensnotwendig sogleich die Ideogramme des numinosen „Tremendum“ bei sich haben muß. Und ebenso erklärt sich, daß dann auch die Ideen des Augustum und des Sakrosanktum in fühlbarer Verbindung mit diesem „Lebendigen“ stehen. Dieses „Leben“ hat den Wert des Unberührbaren, des „Reinen“, des Sacrum *).

5

Ein weiter Weg ist es, von diesen ersten Ideen des „Geistes“ und des „Lebens“ bis zu ihrer Vollendung im Neuen Testamente. Noch ist alles im Keime. Noch weiß man nichts von den Geheimnissen des individuellen Geist-Erlebnisses in „Wiedergeburt“ und Erneuerung und als „Heilsbesitz“ des Einzelnen. Noch gibt es keine entwickelten Vorstellungen von Überwelt und Himmelreich, von Verewigung der Seele in Geist und Gott, vom Olām hazzeh und dem Olām habbā, vom Nahen des Reiches Gottes als dem Ende und Abschluß aller Welt- und Menschengeschicke, noch keine „Erlösungs- und Versöhnungslehren“ hinsichtlich des Einzelnen. Daß das alles einmal kommen sollte, dazu bedurfte es vielleicht in der Tat all der Reize von außen und innen her, die die Religionsgeschichte berichtet, der Berührungen mit fremden Welten und Ideen, mit Babel und Ägypten, mit Iran und Hellas. Aber worauf es hier ankommt, das ist, zu sehen, wie alle diese Berührungen eben nur Reize sind, die zur Entwick-

*) Man kann diesen Sinn von „Leben“ fast nicht erörtern, ohne sogleich in die Ausdruckweise zu verfallen, die man nach einem wunderlichen Sprachgebrauche unserer Ausleger als „platonische“ zu bezeichnen liebt, als ob Plato einzige oder auch nur besondere Verdienste um ihre Ausbildung gehabt hätte, während sie in Wahrheit weltweit ist und sich überall, genau wie bei Plato, erst aus numinos-religiösen Intuitionen gebiert. Wir meinen die Gegenüberstellung von „wahrem Sein“, vom ontos ón, gegenüber dem nur scheinbaren Sein dieser Sinnendinge, die in ihrer Flüchtigkeit und Veränderlichkeit gar kein wahres Sein haben, sondern nur die Wanderwelt ruhelosen Werdens sind. Weiter die Gegenüberstellung einer ewigen, der Zeit und dem Wechsel entzogenen Wahrheit gegenüber dem Wähnen und Meinen, der Schau der Dinge wie sie in der Wahrheit selber sind und wie sie nur die höhere Erkenntnis des erleuchteten Auges erreicht, und wie sie nur der sieht, der „Schauer“ geworden ist, gegenüber der Welt des Truges und des Sinnenscheines. Wenn in Israel eine Philosophie erstanden wäre, wenn auch hier, wie anderswo, sich die großen religiösen Urkonzeptionen in „wissenschaftliche“ Sätze umgesetzt hätten, wenn die Ideogramme religiösen Urgefühles auch hier sich abgekühlt und verhärtet hätten in die Schulbegriffe erkenntnistheoretischer und metaphysischer Systeme, so hätten aus diesen Ideen des Lebens der ruach im Gegensatze zum Tode, zum Vergehen und zum Truge der basar sich Entwicklungen ergeben müssen wie etwa die der Orphik zu „platonischen“ Begriffsreihen. Das übersieht man, wenn man z. B. von „Platonismus im vierten Evangelium“ redet. Man vergißt dabei, daß gerade alles spezifisch Platonische, nämlich die wissenschaftliche Form, ihm schlechterdings fehlt, daß aber die Stimmungswelt Platos, das eigentlich Materiale seiner Weltansicht, selber auf eine matrix zurückweist, die, selber numinoser Natur, Ähnlichkeiten hatte mit dem Gegensatz „lebendiger“ ruach und irdischer basar, und daß der Evangelist diese matrix nicht bei Plato zu holen brauchte, sondern in der alt- und neutestamentlichen Welt längst einheimisch hatte.

*) Und dieser Wert überträgt sich auf sein Abbild, auf das Leben in der Kreatur und gebiert hier dann das Gebot: Du sollst nicht töten.

lung einen Keim voraussetzen, und wie dieser Keim längst gesetzt war in den Vorstellungen von „Geist“ und „Fleisch“ und ihrem aufzuhebenden Gegensatze, und sodann in den Vorstellungen oder besser Erfahrungen, die sich in dem eigentümlichen Gottesbegriffe selber sammeln, der nun auf dem Hintergrunde der Idee vom „Geiste“ sich gestaltet und der bereits im Gotte Jesajas seine deutliche Form gewinnt, die wir noch kennen lernen werden. Zunächst aber achten wir noch auf die Eigenart, in der „Geist“ erlebt und besessen wird. Sie zeigt sich, wie gesagt, noch nicht in „Wiedergeburt“ und „Gnadenordnung“. Sie ist noch Ausnahmeerlebnis des besonders Berufenen, des „Propheten“. Hier aber zeigt sie sich in Zügen, die in verfeinerter Form auch für das neutestamentliche Ideal des homo spiritualis bestehen bleiben. Denn auch er ist „Pneumatiker“ wie jene.

In den Vordergrund treten hier jene großen geheimnisvollen Erlebnisse derer, die Propheten im höheren Sinne waren und sein wollten, mit bestimmtem Auftrag an ihr Volk, mit ausgesprochnem Beruf. Nämlich ihre Berufungs- und Installationserlebnisse: Jes. 6; Jer. 1; Ez. 1 und 2; Amos 1; Hosea 1. „Da kam Geist in mich“, sagt Ezechiel. Und damit geht das innere Auge auf. Der Bann und die Blendung des Fleisches wird gebrochen. Und in mystischem Erlebnis bricht Bewußtsein und Inhalt der höheren Sendung auf. In unverkennbarer Ähnlichkeit setzen sich diese Erlebnisse fort zu den Pneumatikern des Neuen Testamentes. Was von Jesu Taufvision und der Vision auf dem Tabor berichtet wird, was von Paulus vor Damaskus und von dem versammelten Jüngerkreise am Tage der Pfingsten, das sind unverkennbare pneumatische Installations-Erlebnisse in voller Entsprechung zu denen der Propheten, und es hat keinen Sinn, etwa die Geschichtlichkeit der Erlebnisse jener alten Pneumatiker gelassen zuzugestehen, die der späteren aber als „hellenistische“ Zutaten anzuzweifeln. — Diese Erlebnisse als Geist-Erlebnisse sind mystische. Ihre Einkleidung, ihre Form ist offensichtlich immer gegeben durch Vorstellungen der Zeit und durch die Phantasie des Einzelnen. Aber der innere Gehalt und die massive Gewißheit des Erlebnisses, diese eisenharte, demantene Einsicht in höheren Beruf ist nicht Phantasie und nichts Selbstgemachtes. Sie kommt „aus dem Geist“, ist Offenbarung des Geistes und ein unauflösliches Urphänomen des pneumatischen Erlebens selber.

6

Auf solchen Hintergründen erhebt sich nun das Gottesbild des Jesaja. Jahveh ist ruach. Aber die allgemeinen Züge des ruach-Wesens formen sich nun aus zu einem Gottesbilde von wunderbarer Lebendigkeit und Eigenartigkeit. Jahveh ist der „Heilige Israels“, der Geheimnisvoll-Unnahbare, wie ihn die Installationsvision von Jes. 6 so unnachahmlich schildert. Er ist der wahrhaftige, der lebendige und der eifernde Gott, der Gott der hohen Wundermacht, der Gott des lohenden Zornes und der unbegreiflichen Gnade. Er ist der Gott des Willens und der Tat, in dem das „Energicum“ des Numinosen seine ganz besonders starke Ausprägung gewinnt. Es ist das, was den besondern „Charakterzug“ dieses Gottes ausmacht. Denn man kann wagen zu sagen: dieser Jahveh habe Charakter, und einen ganz bestimmten. Er ist Choleriker. Er ist nicht ruhendes Sein, nicht stilles Gesetz, er ist heiße Vitalität in starker Gemütskraft, ist ungeheuere innere Erregtheit, ist drängender, glühender Wille, ist im Gegensatz zu allen Philosophengöttern Pathos und starke Leidenschaft, und gerade als solcher ist er eine Prophezeiung auf den Gott des Neuen Testamentes, den Gott affektvoller, echter, heißer, brennender Liebe. Er ist wahrlich nicht „die absolute Vernunft“, nicht Geist im rationalen Sinne des Wortes und im Sinne des dogmatischen Theismus. Er ist Geist als ruach. Aber gerade als reine, vollendete ruach ist er hoch über allen Heidengöttern, hoch über aller Verquickung mit der Natur und mit naturhaft-magischen Vorstellungen, ein Gott, dem nicht gedient wird mit Ritual und magisch-sakramentalem Opferkult, sondern „im Geiste und in der Wahrheit“, in reiner Hingabe von Gemüt und Willen, im „geistigen“ Jahveh*dienst*. Denn dieser brennende Wille, dieses Eifern ist zugleich *Forderung*, ist Eifern um „Heiligsein“ und „Reinsein“. Und damit treten erst die wesentlich jesajanischen Züge dieses Gottesbildes hervor, die zugleich weissagend nach vorwärts weisen. Und sie verbinden sich mit den weiteren. Zunächst: dieser Gott ist *der in Dienst* nehmende Gott. Darum ein Gott des Gerichtes. Und dieses nicht als Automat einer „sittlichen Weltordnung“ in bloßer Vergeltung von Gut oder Böse, sondern als zielsetzender, einen „Ratschluß“ verwirklichender, einen „Bund stiftender“ Gott, als geheimnisvoller Urwille zu einem überschwenglichen Endzweck, als ein Wille zum „Heil“. Und damit erst treten wir in das ganz besondere des biblischen Gottesgedankens ein, der hier in keimhaften Hüllen beginnt und der sich vollendet im großen Weltengott des Neuen Testamentes, der seinem tiefsten Sinne nach ist allmächtiger zielsetzender Heilswille, Wille zum „Reiche Gottes“.

7

Wille zur Heiligkeit, das heißt schlechthin absolute, heilige *Forderung* an sein Volk ist Jahveh. Was ist das? Wie soll das Volk sein, was soll es leisten, wenn es heilig sein soll? Die Forderung *enthält* alle reine, strenge sittliche Forderung, besonders die sittlichen Forderungen der sozialen Verpflichtungen, das Rechte, die Gerechtigkeit, die Moral, wie es noch vollkommener die Verkündigung Jesu auch tut. Und doch handelt es sich bei beiden nicht um „Moral“, und wer sie als „Moralisten“ nimmt, hat sie gar nicht begriffen. „Jahveh wird sich *heilig erweisen* durch Gerechtigkeit“, heißt es Jes. 5, 16. Diese Stelle zeigt das wahre Verhältnis klar. Eine Form der *Erweisung* der Heiligkeit ist die Gerechtigkeit, aber nicht sie selber. Gerechtigkeit ist Prädikat der Heiligkeit, notwendiges, unnachläßliches, aber sie ist ihr synthetisches Prädikat, nicht ihre Definition. Sie ist eingebettet in „Heiligkeit“, von ihr umgriffen, aber Heiligkeit ist nicht sie selber und wäre das nicht einmal, wenn sie sich etwa ganz in ihr erschöpfte, wenn Gerechtigkeit ihre ganze und ihre einzige Erweisungsform wäre (was nicht der Fall ist). Und so mit allem nur Moralischen überhaupt. Die von Jesaja geforderte Heiligkeit und von da fortan die Heiligkeit, die die Schrift als Ideal des Menschen fordert, mithin auch „die *bessere* Gerechtigkeit“ des Evangeliums, ist vielmehr ihrem Wesen nach eine eigentümliche, schwer bestimmbare höhere Bezogenheit des Gesamtinteresses und Willens, die wir in den Ausdrücken symbolisieren: Nicht weltlich sein, nicht von dieser Welt und ihrer Art sein, nicht fleischlich sein, sondern „geistlich“ sein, durch den „Geist“ bestimmt sein. Und dieses Ideal des Geistlichseins ist deutlich vorhanden bei Jesaja und trägt schon stets die Züge, die die Gegner dieses Ideales, und gerade die reinen Moralisten, immer als fatal an ihm empfinden. Es kommt bei ihm ganz charakteristisch zutage in gewissen Antipathien, die zu allen Zeiten bei den „geistlichen“ Menschen wiedergekehrt sind, die zunächst eine Notwendigkeit sind und nur in noch höherer Synthese später gemildert und gewandelt werden können. Es sind die Züge, die von ihren Gegnern als muffig, muckerig, als Zeichen von Unmännlichkeit, Mangel an Vitalität, als Kleineleute-Instinkt, als Ressentiment von Sklavenseelen, als Energielosigkeit, als mulsteriges Temperament und ähnlich gedeutet und jammervoll mißverstanden werden. Jesaja, dieser Mann aus königlichem Adel, diese selber ganz herrische, gewalttuende Natur, dieser Mann, in dem das Energicum der ruach brennt, ist

von alledem das denkbar äußerste Gegenteil, wie es Jesus auch war. Und daß gerade dieser Jesaja der „Erfinder“ dieses seltsamen Ideales ist, zeigt besonders deutlich, wie sehr jene mit ihren Deutungen auf dem Holzwege sind. Die Züge dieses Ideales sind bei Jesaja zugleich nichts etwa nur Zufäliges, nur Gelegentliches, sondern sie sind, wie Max Weber sagen würde, bei ihnen geradezu „penetrant“. Die Antipathien, die wir meinen und in denen jenes Ideal seinen Schatten wirft, sind deutlich in Jesajas sonderbarem Eifer gegen das, was wir das modische und das moderne Wesen nennen würden. Die modische Kleidung, der neue Luxus, die neuen großen Harfen aus Ägypten, auf denen man klimpert, die elfenbeinernen Lotterbetten, die man importiert, die Rosse, auf denen man auch in Israel zu reiten beginnt, sind ihm ein Greuel wie etwa den „Geistlichen“ von heute das Leben im Salon, die Bechsteinflügel, die Automobile. Er haßt die Politik und das Politisieren seines Geschlechtes, die Diplomatie des Hofes, das Bündnisseschließen-wollen, das Nachlaufen den Mächtigen der Erde. Er haßt es, weil es die Menschen verführt, auf Menschenmacht sich zu verlassen statt auf ruach und auf Gotteskraft. Aber er haßt es zugleich deswegen, weil all das selber „Fleisch“ ist, weil Israel dadurch versucht, zu sein „wie andere Völker“, statt geistlich zu sein und von solch weltlichem Getue sich fern zu halten.

Er fordert „Heiligkeit“ und sie erweist sich zuerst in Erfüllung der Gebote schlichtester Moral. Aber diese ist nicht Selbstzweck, sondern ihr Sinn ist, dadurch den „Willen Jahvehs“ zu erfüllen, seiner Ehre zu dienen. Sie ordnet sich ein der höheren Idee, ein Jahvehvolk zu sein, Jahveh anzugehören, der Welt entzogen, als eine Schar und ein Volk „Geheiligter“. Das Ideal ist, einzurücken in eine höhere Ordnung, in die der *Gottgeweihtheit*, in den Zustand eines allgemeinen, veredelten und auf das Volk als ganzes bezogenen Nasiräates, allem profanen Wesen entrückt, nach den Worten Ex. 19, 16: „Ihr sollt mir werden ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk.“

8

Und damit erhebt sich weiter, aus mythischen Wurzeln aufschießend, zugleich aber von allem Mythischen sich reinigend und in die reine Sphäre lauterer Heiligkeit sich hebend, die Idee des „Gottes des Bundes“, hoch erhaben über allem bloßen Theismus, die zugleich die Idee eines „heilsamen“ Gottes, eines Gottes des Heiles verborgen in sich trägt. Bund ist wechselseitige Verpflichtung. Aber Bund ist zugleich das Verhältnis gegenseitigen Füreinander-Daseins, intimen gegenseitigen *Besitzes*. Bund besagt: Jahveh hat dieses Volk *zu eigen*, und das Volk hat diesen Gott *zu eigen*, im innigsten gegenseitigen Wechselbezug. Das ist mehr als nur Schutz, Sicherung von Dasein und Wohlfahrt von der einen Seite, und Dienstleistung von der andern. Sondern auf das gegenseitige „Haben“ selber kommt es an: Gott will dieses Volk „haben“, und dieses Volk soll ihn „haben“, nicht nur seinen Schutz, sondern ihn selber, als eigentlichen und wertvollsten Besitz. „Bund“ ist somit wechselseitige Gemeinschaft, und zwar zuerst als starker und tiefer Gemütsbesitz. Aber er ist zugleich mehr. Es ist oder hat keimhaft in sich die Idee der *Willens*gemeinschaft, der Verbundenheit in Wille, Tat und Wirken. Und dieser Keim kommt zur Entfaltung schon beim zweiten Jesaja in der Idee vom Knechte Jahvehs und er vollendet sich im evangelischen Wort: „Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt“.

Als der seinen Bund wollende Gott aber ist er zugleich schon, in einer ersten Form, ein Gott des „Heils“. Heil, in unserm Sprachgebrauch, ist nicht nur subjektiver Wert, d. h. ein Heilsames für mich. Sondern wir verwenden den Ausdruck als Namen für letzten religiösen Wert überhaupt, sowohl objektiven wie subjektiven. Und der objektive Wert steht uns voran. „Das Heil“ ist zuerst eine *objektive* Größe, ein in sich selber Wertvolles, um sein selbst dasein und schlechthin dasein sollendes. So ist das „Heil“ bei Jesaja zunächst das Wirklich-werden des Zweckes, den Jahveh selber setzt und hat: eben der heiligen Bundesgemeinde, die auf Erden abbildet und widerspiegelt, was er selber ist: die „Reinheit“ und die „Heiligkeit“. Andererseits ist eben das, was Heil in objektivem Sinne ist, dann auch Heil im subjektiven, Heil als beseligender Besitz. Jahvehs Volk sein dürfen, das ist selber unerhörtes, unüberbietbares Heil für dieses Volk selber, ein kostbares seliges Gut, wie ihn nichts Anderes zu bieten vermag. Daher ist der Undank dieses Israel so schnöde und unbegreiflich: es wirft für weltliche Güter sein Heil selber weg, sucht Weltsachen und weltliche Wohlfahrt und kehrt dafür Jahveh den Rücken, der ihm viel mehr bietet: nämlich sich selber.

Als Gott des Heiles aber ist er, dieser strenge, eifernde, unnahbare Gott, doch auch bereits ein Gott der *Gnade*, und mit leisem Umriß legt sich hier dieser tiefste und zarteste Wesenszug des Gottes des Evangeliums an. Was ist nämlich im neutestamentlichen Gottesbegriff das Letzte, das Innerste, das von allem bloßen Theismus am entscheidendsten Unterscheidende? Es ist das, was in den ewigen Gleichnissen des Evangeliums angezeigt wird vom *Suchen* und *Finden* und *Seligsein* über das *gefundene* Verlorene. Der eigentliche Christengott, den weder der Theismus noch irgendeine andere Religion so kennt, das ist „*der suchende Gott*“. Aus dieser Idee oder besser, aus dem seligen Erlebnisse dieses suchenden Gottes erwachsen dann wesensnotwendig die paulinischen „Lehren“ von der erwählenden Gnade, von der ewigen Vorsehung, von der zuvorkommenden Gnade, von der Sünde richtenden und Sünde vergebenden Gnade. Und leise sehen wir auch diese Dinge auftauchen im Verhältnisse Jahvehs zu seinem Volke. (**Novum in vetere latet, vetus in novo patet.**) Jahveh hat Israel erwählt von Anbeginn, hat es erkauft, in großen geschichtlichen Führungen sich zum Eigen erworben mit ewiger Erwählung ohne eigenes Verdienst, ohne eigenes Zutun auf seiten Israels, in freiester erwählender, tragender, verzeihender Gnade. Diese Züge sind bei Jesaja da. Man sieht sie deutlicher, wenn man sie durch das Vergrößerungsglas der späteren evangelischen Erfüllung sieht, aber man deutet nicht ein, sondern man sieht dann wirklich Vorhandenes. Und wieder erstaunt man über das innerlich Einheitliche der biblischen Entwicklung. Soweit der Abstand auch ist, doch ist kein eigentlicher Wesenszug im Evangelium, der nicht irgendwie im Keim in dem Verhältnisse von Jahveh zu seinem Volke vorgebildet und angelegt wäre und weissagend auf seine Erfüllung hinwiese.

So ist es endlich auch mit dem Mittelgedanken des Evangeliums selber, mit dem „Reiche Gottes“, dem überschwenglichen Heilsziele der Wege Gottes mit dem Menschengeschlechte, der Verwirklichung endlichen Heiles am Abschlusse aller Zeitabläufe, auf die wir als Christen hoffen. Das Wirklichwerden der Jahveh-Herrschaft ist ja das Innere der Bundesidee selber. Dieses Wirklichwerden aber taucht nun zugleich schon bei Jesaja in die Züge einer überschwenglichen Endvollendung. Und zum Verständnisse hierfür braucht man nicht Mythen von göttlicher Urzeit und das bequeme Gesetz der Rückkehr der Endzeit zur Urzeit zu bemühen. Mythische Zusammenhänge sind gut, aber Wesenszusammenhänge sind besser. Vielmehr, diese Züge sind aus der Sache selber notwendig. Weil Jahveh ruach ist, d. h. selber das Überschwengliche, weil der Mensch selber seinem *wahren* Wesen nach im Grunde ruach ist, darum muß beim Wirklichwerden der Jahveh-Herrschaft Volk und Wirklichkeit sich ins Wundersame tauchen, muß „Geist“ und „Geistesart“ einmal wirklich werden sowohl in der Weise der sich vollziehenden Herrschaft, wie in der Art dessen, der sie verwirklicht (des messianischen Davididen, des ruach-Gesalbten), wie in der Weise des zum

Bunde mit Jahveh erneuerten Volkes selber. Nicht fremder Import, nicht Lehen von Persern oder Andern ist die Frohbotschaft vom „kommenden Reich", sondern tief angelegt in ältester Verkündigung. Und was noch wichtiger, tief angelegt in dem Wesen des Gottes von Jesaja und Jesu selber. Wesensnotwendig gehört zu diesem Gotte, der Ziel setzt und Bund schließt, der sich eine Heilsgemeinde sucht, die als sein Knecht seine Pläne ausführt, der Völker und Geschicke und Geschichte verwaltet nach einem ewigen Rat, der seine Herrschaft über alles Fleisch und die Verwirklichung seiner Ehre als der „Eifersüchtige" sucht, der der unrastende Wille selber ist, und der Wille zum Heil, und der mit diesem allen zugleich numen, pneuma, ruach ist, — notwendig gehört zu ihm „das Reich", das Reich als Heilsvollendung, als Ziel der Wege Gottes, zugleich aber als ein selber durchaus Numinoses, Geistiges, Ruach-Mäßiges, Pneumatisches. Und wenn „das Reich" nicht längst verkündigt und nicht in Prophetie und Evangelium verheißen wäre, dieser Gott aber wäre verkündigt, so könnten wir selber Propheten werden und müßten aus dem Wesen dieses Gottes durch Divination den letzten Gottessinn weltlichen Daseins selber finden: den nämlich, daß es bestimmt sei zum Reiche Gottes und seinem numinosen Geheimnis. Kein Fremdkörper ist diese Idee vom Reiche, auch kein phantastisches und blindes Orakel, das nun einmal mit dem Evangelium geschichtlich verknüpft und etwa auf bloße Autorität zu glauben wäre; sondern wesensnotwendig verbunden ist sie der Idee eines „heilsamen" Gottes, der ein Geschichte und geschichtliche Menschheit setzender, zu seiner „Ehe" verwaltender, Bund stiftender, zum Heile leitender, zugleich aber in sich selber der ganz überschwengliche Ruach- und Pneuma-Gott ist, der sich schon in der Verkündigung des Jesaja weissagend offenbart.

Marburg Rudolf Otto

Sadhu Sundar Singh, der Apostel Indiens

2

In seinem Gottesumgang wie in seinem Dienst am Seelenheil der Brüder gleicht Sundar Singh den Großen und Größten unter den christlichen Heiligen. Was er vom Beten und Schauen, von Versöhnung und Verzeihung, von Liebe und Leiden, von Friede und Freude uns verkündet, das stimmt mit dem Besten und Tiefsten der christlichen Frömmigkeit überein. Und doch läßt sich seine Frömmigkeit in keinen christlichen Frömmigkeitstypus ohne weiteres einfügen. Jeder, der mit seiner Persönlichkeit bekannt wird, ist zunächst geneigt, in ihm einen christlichen Mystiker zu erblicken. Und doch unterscheidet sich Sundar Singh wesentlich von den eigentlichen Mystikern. Er ist in seinem Gottesumgang durch und durch naiv, frei von jeder Art Reflexion über das eigene Erleben. Ihm fehlt jeder Zug zu psychologischer Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung wie zu psychotechnischem Training. In gleicher Weise ist ihm jede künstliche Konstruktion einer mystischen Himmelsleiter; eines „Heilsweges", einer Gebets- oder Versenkungsskala durchaus fremd. Auch von dem bräutlichen Liebesgedanken, der in der abendländischen Mystik ein so beliebtes Symbol ist, lassen sich keinerlei Spuren in Sundars Frömmigkeitsleben finden. Endlich weist er jeden Gedanken an eine Vergottung, eine substantielle Gotteinigung, wie er nicht nur von außerchristlichen, sondern auch von christlichen Mystikern vertreten wird, mit aller Entschiedenheit ab.

„Gott ist unser Schöpfer und wir sind seine Geschöpfe. Er ist unser Vater und wir sind seine Kinder." „Durch den Glauben sind wir in Gott und Gott in uns." „Wir sollen unsere Persönlichkeit nicht in Gott verlieren, sondern sie finden."

Schärfer als in diesen Worten könnte der echt mystische Drang nach einer Aufhebung der Schranken zwischen dem Endlichen und Unendlichen nicht abgewiesen werden. Über das Verhältnis von Glauben und guten Werken denkt der Sadhu wie Luther. „Andere Sittenlehrer sagen: Tue das Gute und du wirst gut. Aber ich sage: Werde zuerst selbst gut; gute Werke kommen von selbst, wenn das Herz gut und erneuert ist." Diese und andere Worte muten wie Lutherzitate an, trotzdem Sundar Singh nie eine Zeile des deutschen Reformators gelesen hat.

Doch trotz der rein biblisch-evangelischen Einstellung trägt die Frömmigkeit des Sadhu ausgesprochen mystisches Gepräge. Schon der Nachdruck, den Sundar Singh auf das Wohnen Gottes im Herzen legt, verrät ihn als Mystiker — „Christ sein bedeutet Christum in sein Herz aufnehmen". In seiner zarten Auffassung des Gebetes berührt er sich aufs engste mit den geistigsten unter den christlichen Mystikern; die Häufigkeit seiner Ekstasen muß sogar im Hinblick auf die christlichen Mystiker als etwas durchaus Ungewöhnliches betrachtet werden. Ungeheuer stark ist in ihm wie in allen Mystikern das Gefühl für die Unaussprechlichkeit der göttlichen Wirklichkeit.

„Es gibt keine Sprache, welche die Dinge, die ich in der geistigen Welt sehe und höre, auszudrücken vermag; ich gleiche dem Stummen, der die Süßigkeiten, die ihm gegeben werden, schmeckt und genießt, sie aber Anderen weder nennen noch beschreiben kann."

Selbst die Sprache der heiligen Schrift ist unvollkommen und vermag die göttlichen Geheimnisse nicht auszuschöpfen. Die Verfasser der heiligen Bücher empfanden es nach Sundars Meinung schmerzlich, daß sie jene Offenbarungen, die sie in wortloser Herzenssprache vom heiligen Geist empfingen, in der gänzlich unzulänglichen Sprache der Menschenzunge wiedergeben mußten. Ganz deutlich zeigt sich seine mystische Einstellung in seiner Ausschaltung der Gerichtsidee aus dem Gottesgedanken. Sundar Singh kennt keinen anderen Gott als den Deus semper quietus — „Gott ist ruhig in seinem Wirken". Der prophetische Gedanke von dem flammenden Zorn und der eifernden und strafenden Gerechtigkeit des Ewigen fehlt in seinem Gottesbilde völlig. Gott ist reine Liebe und Barmherzigkeit.

„Gott hat nie Jemanden gestraft und straft Niemanden." „Er hat nie Jemand in die Hölle verstoßen und wird es nie tun." „Ein solcher Gedanke ist unvereinbar mit der Liebe Gottes, die Christus verkündet." Nein, die Sünde zieht automatisch die Strafe nach sich; „der Sünder straft sich selbst". „Der Sklave der Welt und der Lüste verurteilt sich selbst zur Unseligkeit."

Die Herzensbeschaffenheit des Sünders ist derart, daß er den Aufenthalt im Himmel als Pein empfindet und darum in die Hölle flieht; nur in der Gottesferne, „außerhalb des Friedens Christi kann er weilen". In eigenartiger Weise ist hier der uralte indische Karma-Gedanke christlich umgebogen; aber die Grundidee ist dieselbe geblieben: Über das Schicksal des Menschen entscheidet allein seine Tat, nicht ein göttlicher Gesetzgeber und Richter. Mit dieser echt indischen Auffassung der Sündenstrafe verbindet sich beim Sadhu eine durchaus neuplatonische Betrachtung der Sünde. Die Sünde entbehrt eines selbstständigen Seins, sie ist schlechterdings etwas Nichtseiendes.

„Das Licht hat sein Sein, aber die Finsternis hat kein eigenes Sein. Sie ist nur Fernsein vom Licht. In gleicher Weise ist die Sünde nur das Fernsein vom Guten, der Gegensatz vom Guten."

Auch die Christologie des Sadhu verrät unverkennbar mystischen Einschlag. Der geschichtliche Jesus tritt zurück hinter dem ewigen Christus, dem Herrn und Heiland der frommen Seele.

„Der Heiland ist nicht abhängig von der Geschichte. Denn die Geschichte erzählt uns von der Zeit, aber Christus redet zu uns von der Ewigkeit." „Als ich (auf einer Reise durch Palästina) das Grab Christi sah, da war es offen, keine Gebeine lagen darin. Christus ist der lebendige Christus, weil er im Leben der Christen fortlebt."

Die Menschwerdung und der Opfertod des Gottessohnes erscheinen dem Sadhu einzig und allein unter dem Gesichtspunkt der göttlichen Liebesoffenbarung; der Gedanke an eine Versöhnung Gottes durch Christi Blutopfer liegt ihm fern. Das Kreuz Christi sieht Sundar Singh nicht nur auf Golgatha aufgerichtet, sondern das ganze Leben Christi ist für ihn Kreuz und Leiden. In einer Menge packender Gleichnisse veranschaulicht er das große Liebeswunder des menschgewordenen, leidenden und sterbenden Gottessohnes. Aber nie bleibt er an der geschichtlichen Erscheinung haften, die ganze „Heilsgeschichte" ist ihm vielmehr ein Transparent der ewigen Gottesliebe. „Ich bin das Bild des unsichtbaren Gottes" — in diesem Offenbarungswort, das der Sadhu selbst aus Christi Mund vernommen, ist seine mystische „Christologie" beschlossen. Nicht das äußere Wunder ist die Grundlage der inneren Heilsgewißheit, sondern umgekehrt die innere Heilsgewißheit macht erst den Glauben an äußere Wunderwirkungen Gottes möglich.

„Das große, das einzige Wunder, das uns widerfahren kann, das ist Christi Friede. Daß eine arme, ruhelose, unreine, sündige Menschenseele Gottes Vergebung empfangen und Christi Frieden schmecken kann, das übersteigt allen Verstand. Das ist ein Wunder über alle Wunder. Hat ein Mensch dieses Wunder erfahren, so staunt er nicht länger über wirkliche, sogenannte Wunderwerke." „Wer an das Wunder der Wiedergeburt glaubt, glaubt an alle Wunder; wer aber nicht wiedergeboren ist, findet alle Dinge unmöglich."

Wie der Sadhu in seiner religiösen Vorstellungswelt von den Auffassungen der abendländischen Theologie stark abweicht, so erst recht von den kirchlichen Traditionen des Westens. „Kirchentum und Christentum sind nicht dasselbe", lautet ein Offenbarungswort, das er in der Ekstase empfing. Im Gegensatz zu den meisten christlichen Mystikern erkennt Sundar Singh keine kirchliche Autorität an. Die einzige Norm für sein frommes Denken und Leben ist für ihn das „innere Licht", die Einsprache des Gottesgeistes. Eine Offenbarung, die ihm in der Ekstase zuteil wurde, gilt ihm mehr als alle dogmatischen Sätze und alle theologischen Kommentare der abendländischen Kirche. Hierin steht er ganz auf dem Boden der evangelischen Freiheit, ja, hierin weit radikaler als Luther und Calvin, folgt er ganz den Fußspuren des großen Quäkervaters George Fox. Dennoch hält er aus pädagogischen Gründen das Bestehen kirchlicher Institutionen, Dogmen, Riten und Gesetze für notwendig. Weil die Mehrzahl der Menschen zu einem ganz freien und selbständigen Umgang mit Christus unfähig sind, bedürfen sie der autoritativen Führung durch die Kirche. „Auf Bergen bahnen sich die reißenden Ströme ihr eigenes Bett, in dem sie dahinfluten, aber in der Ebene müssen die Menschen mühselig Kanäle graben, damit das Wasser fließen kann." Die auf den Höhen der Gottesgemeinschaft weilen, werden vom Gottesgeist durchdrungen, die aber in den Niederungen der Welt leben, bedürfen einer bewußten, künstlichen Vermittlung der Heilsschätze.

Dieser konsequente religiöse Individualismus des Sadhu offenbart sich auch darin, daß er dem gottesdienstlichen Leben nur eine untergeordnete Bedeutung beimißt. Er selbst betet am liebsten in der Einsamkeit, nicht in der feiernden Gemeinde; das liturgische Beten ist nach seiner Meinung nur in seltenen Fällen wirkliches Beten, lebendiger Gottesumgang. Trotzdem er den Abendmahlsempfang schätzt und auch selbst pflegt, nimmt dieser in seinem Frömmigkeitsleben keinen entscheidenden Platz ein. Da für ihn die Gewißheit von Christi Gegenwart völlig unabhängig ist von den sakramentalen Zeichen, liegt ihm der eucharistische Kult der mittelalterlichen Mystiker durchaus ferne. Der Gedanke einer äußeren Kirchengemeinschaft als einer Versinnlichung des „Mystischen Leibes Christi" ist ihm fremd. Als Ekstatiker lebt er ganz in der jenseitigen communio sanctorum, befindet er sich in der stetigen Gebetsgemeinschaft der Seligen des Himmels. Als ein lebendiges Glied der ewigen Geisteskirche im Himmel vermag er in der sichtbaren Kirche des Diesseits kein Heimatgefühl zu erlangen.

Weil für Sundar Singh der ewige Christus eines und alles ist, darum erscheint ihm die Zerspaltung der Kirche Christi in zahllose Kirchen, Sekten und Konfessionen als Torheit und Weltlichkeit. Kopfschüttelnd sagte er von dem Konfessionsgezänk der Christen: „Wenn die Christen während dieses kurzen Lebens hier nicht friedlich leben können, wie sollen sie in der Ewigkeit zusammen leben!" Und scherzend fügte er bei: „Die Kinder Gottes sind sehr liebenswert, aber wunderlich; sie sind gut, aber sehr beschränkt!" Er stellt sogar den christlichen Konfessionalismus auf eine und dieselbe Stufe mit dem verwerflichen indischen Kastenwesen. Zum Erzbischof von Canterbury sagte er einmal: „Genau so wie es in Indien hohe und niedere Kasten gibt, so gibt es im christlichen England eine High-Church und eine Low-Church; Christus selbst würde solche Unterscheidungen nicht gemacht haben." Für den Sadhu sind „alle wahren Christen eins"; „in Christus haben wir eine einzige Sprache, die für uns zureichend ist". Sundar Singh verkehrt darum brüderlich mit allen christlichen Konfessionen. Auf seiner Reise durch die Welt hat er beinahe in allen christlichen Kirchen und Sekten das Evangelium Christi gepredigt. Die Geschichte der christlichen Kirchen hat wohl noch nie ein so leuchtendes Beispiel überkonfessioneller, reiner Christlichkeit gesehen wie die Persönlichkeit des Sadhu. Seine freie und universelle Persönlichkeit erscheint in der Tat als eine ungeahnte, wunderbare Erfüllung des hohepriesterlichen Ut omnes unum, eine verheißungsvolle Prophetie auf die ersehnte Einheit der zerspaltenen Christenheit.

Die Christusliebe des Sadhu kennt keine kirchliche Schranken; ja, sie ist so weit und so groß, daß sie selbst über die Grenzen des Christentums hinausreicht. Es ist erstaunlich, daß dieser Apostel Christi, der sein ganzes Leben der Verkündigung des Evangeliums weiht, frei ist von jeglicher Geringschätzung und Herabsetzung der indischen Religionen. Nichts liegt ihm ferner als der häßliche Gedanke rechtgläubiger christlicher Theologen, daß die außerhalb des Christentums stehenden Menschen verloren gehen und vom ewigen Gottesreich ausgeschlossen bleiben. „Wenn für alle Nichtchristen keine Hoffnung wäre, würde Gott aufhören, Menschen zu erschaffen." Unerträglich ist es für Sundar Singh, wenn abendländische Christen von seinen Landsleuten als von „Heiden" sprechen. „Weiß man nicht, daß der Mensch in Indien seit Jahrtausenden Gott verehrt und Gott gesucht und daß Gott sich in gewissem Maße von unzähligen aufrichtigen Herzen in Indien finden ließ?" Nur mit größter Liebe und Hochachtung redet der Sadhu von den „Wahrheitsuchenden" seines Volkes, die Christus dem Namen nach nicht kennen. Auch die indischen Religionen enthalten köstliche und erhabene Wahrheiten, auch in ihnen offenbart sich das Licht des Ewigen. Zwischen Hinduismus und Christentum besteht nicht ein Artunterschied, sondern nur ein Gradunterschied. Es ist auch nicht so, daß das Christentum Heilsbesitz und jene indischen Religionen nur Heilssehnsucht kennen.

Nein, „Gott befriedigt in gewissem Maße alle Sehnsucht nach ihm. Aber die vollkommene Befriedigung wird erst in Christus gewonnen". „Auch nichtchristliche Denker haben Licht von der Sonne der Gerechtigkeit empfangen." „Jeder, der Christ wie der Nichtchrist, atmet den heiligen Geist, wenn ihn auch Letzterer nicht mit dem gleichen Namen nennt." „In jedem Lande finden sich Wahrheitsucher, welche Christus finden und in ihm den Himmel auf Erden."

Weil eben Christus der ewige Herr der Seele ist, darum ist auch ihr Umgang mit Christus nicht von der zeitlichen Offenbarung Gottes abhängig. Zu allen Zeiten hat der göttliche Logos den Menschenkindern von seiner Fülle mitgeteilt. So besteht der Sadhu darauf, die

Bhagavadgita als christliche Schrift zu betrachten, trotzdem ihm christliche Theologen den vorchristlichen Ursprung dieses Hohenliedes der indischen Mystik auseinandergesetzt haben. In seiner Hochschätzung der indischen Heimatreligionen geht dieser Apostel Christi viel weiter als die meisten unserer abendländischen Theologen. Sie sind für ihn dasselbe, was für Clemens von Alexandrien die platonische Philosophie gewesen ist, ein gottgewollter *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*.

„Das Christentum ist die Erfüllung des Hinduismus. Der Hinduismus hat Kanäle gegraben; Christus ist das Wasser, das durch diese Kanäle strömen soll.“ „Die Weisen folgten dem Sterne nach Bethlehem. Als sie ankamen, bedurften sie nicht länger den Stern, denn hier fanden sie Christus, die Sonne der Gerechtigkeit. Wenn die Sonne aufgeht, verlieren die Sterne ihren Glanz. In gleicher Weise müssen auch beim Aufgang der Sonne Christi die Sterne verschwinden, die bisher den indischen Wahrheitssuchern Licht und Führung bedeuteten.“

Sadhu Sundar Singh hat hier in wundervoll schlichter Weise jene befreiende und erhebende Erkenntnis ausgesprochen, welche die vergleichende Religionsforschung abendländischer Theologen mit immer größerer Klarheit herausarbeitet.

Die Bedeutung des Sadhu für die Zukunft des Christentums in Indien kann nicht hoch genug bewertet werden. Er ist in der Tat, wie schon vor zwei Jahren Erzbischof Söderblom treffend hervorgehoben hat, „der erste in der Geschichte der Religion, welcher vor der ganzen Welt zeigt, wie die Frohbotschaft Jesu Christi in unverfälschter Echtheit sich in einer indischen Seele widerspiegelt.“ Das ist das Erstaunliche, daß Sundar Singh ganz Inder und doch zugleich ganz evangelischer Christ ist. Die Form, in welcher er das Evangelium verkündet und vorlebt, ist die dem indischen Volk angepaßte, während sich die verschiedenen kirchlichen Formen, in denen das Christentum bisher von christlichen Missionaren den Indern gebracht wurde, als wenig wirkungskräftig erwiesen haben. Sundar Singh sagt selbst: „Die Inder haben das Wasser des Lebens nötig, aber nicht im Becher Europas!“ Indien braucht nach seiner Erfahrung „ein Christentum, das nicht die Kirchenformen und Religionslehren Europas nachahmt, sondern den Erlöser und seine Botschaft direkt in indische Herzen aufnimmt, und zwar unter Anknüpfung an Indiens eigenes heiliges Schrifttum.“ Schon allein die äußere Lebensweise des Sadhu macht dem Inder die christliche Predigt vertraut; dieses Leben in Armut, Ehelosigkeit und Heimatlosigkeit ist ja kein anderes als das aller großen indischen Frommen und Religionsstifter, angefangen von Mahavira Vardhamana Jina und Gotama Siddharta Buddha bis auf Ramananda, Tulsi Das und Ramakrishna; das gelbe Gewand des Sadhu ist dasselbe Asketengewand, das schon Buddhas Bettelmönche trugen. Dieses Gewand schließt ihm alle Türen auf, dieses Gewand gibt ihm sogar das Recht zum Betreten der Frauengemächer. Aber nicht nur die äußere Lebensweise, nein, auch die Botschaft des christlichen Sadhu ist den indischen Ohren nicht fremd. Er predigt, wie alle großen indischen Lehrer, von mâyâ, dem täuschenden Sein der vergänglichen Welt, dem so viele Menschenkinder erliegen; er predigt vom karma, dem ewigen sittlichen Weltgesetz, nach dem der Sünde mit innerer Notwendigkeit die Strafe folgen muß; er redet von samâdhi, der stillen, einsamen Versenkung, die allein das Herz zur Erkenntnis göttlicher Wahrheiten fähig macht; er redet von bhakti, der heiligen Gottesliebe, welche die Seele losreißt von allem Vergänglichen und emporführt ins Reich des Ewigen; er redet von sânti, dem tiefen inneren Frieden, den die Upanishaden und die Gita nicht minder preisen wie das buddhistische Suttapitakam; und er redet von vimukti, der befreienden, beseligenden, vollendenden Erlösung, in welcher die ruhelose Menschenseele Ruhe finden soll für Zeit und Ewigkeit; er verkündet Bhagavân, den hocherhabenen liebenden Heilandgott, der Wohnung nimmt in der Seele der Frommen, um ihr Heil und Leben und Seligkeit zu bringen; und er redet vom wunderbaren avatâra, vom „Herabstieg“, der Menschwerdung, der Fleischannahme des Erlösers, der in unscheinbarer irdischer Gestalt zu den Menschenkindern kommt um sie zu retten aus der Hand des Bösen. Und all diese dem indischen Ohr so trauten Wahrheiten verkündet er in jener anschaulichen Gleichnissprache, in der alle großen Heilsprediger Indiens, allen voran der Buddha aus dem Sakya-Geschlecht das Erlösungsgeheimnis dem stumpfen Sinn der Massen verständlich machten. Friedrich Heiler

Antwort an Herrn D. Theodor Kaftan

Hochgeehrter Herr Generalsuperintendent!

Durch verschiedene Umstände leider erst recht spät konnte ich Ihre Anfrage lesen und beantworten. Gern will ich Ihnen offen Rede stehen und bitte Sie, wenn Sie sich ernstlich für unsere Sache interessieren, auf die schon erschienenen und noch erscheinenden Nummern unseres Blattes „Tatchristentum“ — unsrer Fortsetzung von „Christentum und Gegenwart“ — hinweisen zu dürfen. Nach der Auffassung, die unser Freundeskreis vertritt, kann es mit der Sünde gar nicht tiefernst genug genommen werden. Sie ist, in der Selbstsucht des Menschen ihren Sitz habend, zu einer Menschheitskrankheit geworden, die alles durchsetzt und verdorben hat bis ins Leibliche hinein, bis ins Naturleben hinein. Nicht darum handelt es sich, daß man dies als mehr oder weniger theoretische Überzeugung oder biblischdogmatische Anschauung in sich trägt, sondern daß man es, ohne alle Sentimentalität und ohne unwahre oder knechtselige Selbstherabsetzung, gewissermaßen mit einem nahen Schrecken in sich spürt bis in alle Glieder hinein und daß man eine Empfindung davon in sich trägt als dauerndes Lebensgefühl, daß man so, wie man ist, nicht wäre ohne das tausendjährige Wühlen der Sünde in der Menschheit. Keiner aber, der von der Sünde wirklich etwas weiß, kann sich mit solchen Theorien abfinden, diese Sünde sei nicht Schuld, weil der Mensch in sie hineingeboren ist. In dem Augenblick, wo dem Menschen die lebendige göttliche Majestät fühlbar wird, kann er sich einem tiefen, echten Schuldbewußtsein nicht mehr entziehen. Daß ich Ihnen mehr über unsre Anschauung vom Zusammenhang zwischen Sünde und Schuld sage, werden Sie von einer kurzen Antwort nicht erwarten.

In Christus ist das lebendige Heil zu den Menschen gekommen. Die Entzündung des Liebesgeistes auf dieser Erde ist etwas so Ungeheures, daß kein andrer geistiger Einschlag der Menschheitsgeschichte auch nur annähernd damit verglichen werden kann. „Ich habe Ihnen gegeben die Herrlichkeit, die Du mir gegeben, auf daß die Welt erkenne, Du habest mich gesandt.“ Je mehr man Christus Einlaß gibt in seine Seele, um so mehr wird man ihn empfinden, bildlich gesprochen, als ob ein allerreinster Lichtkeim sich von oben in die Erde gesenkt habe, der wachsen muß, bis er Pflanze, Blüte und Frucht geworden ist, eine ganze neue Welt — und dann kann die alte schwarze Erde abfallen. Nicht nur als ein neues Bewußtsein, etwa das Bewußtsein, daß wir Gottes Kinder sind, ist das Heil zu den Menschen gekommen, sondern als ein neues Wesen, und nicht nur als eine Erlösung von dem Sündenbann, sondern als eine wirkliche, wenn auch erst ganz allmählich sich vollziehende und heute eben erst begonnene Überwindung der Sündenkrankheit. Wie wenn wir aus dem allerreinsten Christuslicht geboren wären, werden wir einmal sein können, wenn wir Christus Gewalt über uns gewinnen lassen.

Gewiß kommt Christus auf allen möglichen Wegen zu den Menschen. Aber er kommt auch im Kultus. Und für

die Entwicklung wirklicher Menschengemeinschaft, für die volle Kraftentfaltung des Christentums innerhalb des Menschheitslebens ist der Kultus notwendig. In den Worten, die aus Wesen und Werk Christi heraus gesprochen werden, in den Taten, die in seinem Auftrag und Geist geschehen, teilt sich Christus lebendig den Menschen mit, wird ihre Welt und wird ihr neues Wesen. Der Kultus ist dann richtig, wenn er nichts Anderes ist als ein Hineinschauen in den lebendig gegenwärtigen Christus und ein Kraftempfangen aus ihm.

Aber über diese persönliche Wirkung hinaus hat der Kultus noch eine Weltbedeutung. Die Menschen können, wenn sie wollen, von ihrer Erdenwelt hinweg nach dem Geist streben. Der mittelalterliche Mönch hat es getan. Der lutherische Protestant erstrebt wenigstens grundsätzlich die Bewährung in der Erdensphäre, der reformierte Protestant erstrebt sogar die Heiligung dieser Erdensphäre. Aber alles dieses empfindet heute der religiöse Mensch mehr und mehr als noch nicht genügend. Der Mensch hängt viel enger mit seiner Umwelt zusammen, als es selbst der heutige Naturalismus ahnt; aber diese Umwelt ist viel, viel geistiger, als der Materialismus, in dem wir alle mehr oder weniger befangen sind, sich träumen läßt. Je mehr solche Einsichten zu Lebensempfindungen werden, um so mehr wird sich der Mensch darüber klar werden, wie er durch seine Sünde die Erdenwelt geschändet, in die Tiefe hinabgestoßen hat, und wie er daran ist, sie immer weiter zu schänden und in die Tiefe zu stoßen. Um so mehr wird aber auch im Menschen das Bewußtsein erwachen, daß er der Erdenwelt das Beste schuldig bleibt, wenn er nicht den Geist lebendig hineinleuchten läßt in alle ihre Reiche, und daß er dem Geist gerade das Menschliche schuldig bleibt, wenn er ihn nicht zur Offenbarung und Wirkung kommen läßt in der vollen Erdenwirklichkeit. Mögen andre Welten andre Aufgaben haben, uns ist als Erdenaufgabe eben auch dies zugewiesen, Natur durch Geist zu verklären, Geist in Natur aufstrahlen zu lassen. Tut der Mensch seiner Erdenwelt diesen Dienst, dann belohnt sie ihn dafür dankbar. Sie gibt dem Menschen den Geist verstärkt zurück, wie — um ein recht gewöhnliches, aber deutliches Bild zu gebrauchen — der Spiegelbelag hinter dem Glas nicht sich selbst hervordrängt, sondern gerade das Bild voller und wirklicher zurückgibt. Das ist die Bedeutung der Natur für den Geist — und des Kultus für die Religion. Beides natürlich von einer Seite her gesehen. Vom lutherischen Christentum aus gesprochen: es ist eine große Gnade, daß wir uns als Gottes Kinder wissen dürfen; aber es ist eine noch größere Gnade, daß wir als Gottes Kinder auch wirken dürfen; und es ist eine allergrößte Gnade, daß wir als Gottes Kinder wirken dürfen wie der göttliche Sohn selbst, heilend an dem, was wir geschändet haben. Erlöst im höchsten Sinn ist der Mensch erst dann, wenn er auch frei ist von aller subjektiven Seligkeitsbefangenheit, wenn er erlösend ist mit dem Erlöser, der auch aus der Seligkeit herausging in die Sünde hinein, freilich um nur um so mehr Seligkeit zu schaffen und zu finden. Daß aus dem durchchristeten Menschen Heilkräfte und Heilungskräfte ausströmen nicht nur auf die andern Menschen, sondern auch auf die ganze Erdenwelt und zwar noch viel tiefer und umfassender, als es allein durch sittliche Arbeit an der Erde geschehen kann, das ist freilich eine Lebensempfindung, für die wir bei den Älteren nicht mehr auf Verständnis hoffen dürfen. Uns geht in ihr eine Ahnung auf von einem großen, kommenden Christentum. Im Kultus sieht der Mensch etwas von diesem neuen Leben, lernt es, übt es. Aber freilich Wert hat der Kultus nur, wenn von ihm göttliche Weihe ausströmt in das ganze Leben.

Stuttgart Friedrich Rittelmeyer

Herrmanns Dogmatik

§ 11. Der Weg zur Religion

Die Religion kann nur dem Menschen erkennbar sein, der selbst in ihr lebt. Aber der Weg zur Religion kann jedem Menschen gezeigt werden, der die sittliche Forderung nicht abweisen will.

Wir sind beständig von der Vorstellung erfüllt, daß wir eigenes Leben haben. Zugleich drängt sich uns unabweislich die Tatsache auf in immer neuen Erscheinungen, daß uns wahrhaftiges Leben fehlt; was wir für uns selbst zu sein meinen, wird uns dadurch zum Schein, unser Leben als etwas Nichtiges erwiesen. Das können nun freilich alle Menschen ertragen, die nicht den Versuch machen, sich zu sammeln. Zu innerer Sammlung kommt Jeder nur, indem er sein Leben an eine Sache setzen will, der er dient, also ein Mensch, der wirklich arbeitet; deshalb können auch zur Religion nur die Lastträger der Menschheit kommen, d. h. die für Andere arbeiten. Alle solche Menschen, die nicht in Zerstreuung sich selbst verlieren, kommen nun nicht von der Aufgabe los, die Einheit eines wahrhaft lebendigen Wesens zu gewinnen. Das ist für sie eine unabweisbare sittliche Forderung. Aber wenn sie ihr ernstlich folgen wollen, so erkennen sie dann erst recht, daß sie das Ziel innerer Selbständigkeit oder wahrhaftigen Lebens zwar stets vor sich haben, aber nie erreichen. Deshalb wird durch sittlichen Ernst die Frage, wie wir in dem Bewußtsein eigenen Lebens, in dem wir uns stets bewegen, wahrhaftig sein können, zwar verschärft, aber nicht gelöst.

Das Bewußtsein, eigenes Leben zu haben, wird uns also weder durch Wissenschaft gerechtfertigt noch durch Sittlichkeit. Aber sittlicher Ernst läßt die Frage danach, wie die Vorstellung von einem Selbst wahr sein könne, nicht in uns verstummen; kann uns nun diese Vorstellung durch allgemeingültige Gedanken der Wissenschaft und Sittlichkeit nicht als wahr erwiesen werden, so bleibt nur die Möglichkeit übrig, daß wir uns, um die Wahrheit unseres Lebens zu finden, auf das zurückziehen, was wir keinem Anderen mitteilen oder begründen können. Es wäre doch möglich, daß wir für uns ein wahrhaftiges Leben aus dem gewinnen könnten, was wir im Verborgenen für uns allein erleben. Die Frage danach muß in Jedem entstehen, der es als unerträglich empfindet, ein Leben zu führen, das keine Wahrheit hat. Darin aber liegt für Menschen unserer Kulturwelt der Weg zur Religion.

§ 12. Der Grund, den die Religion selbst in dem Erleben der Offenbarung findet

Die Erlebnisse, aus denen ein Mensch die Kraft wahrhaftigen Lebens gewinnt oder fromm wird, nennt die Religion selbst Offenbarungen. Kein Mensch kann solche empfangen, der nicht erschüttert und ratlos geworden ist durch die Tatsache, daß sein eigenes Leben ohne Wahrheit und deshalb ohne Kraft oder nichtig ist. In dem Verlangen aus diesem Zustand der Verzweiflung herauszukommen, aus der Unwahrheit der Vorstellung, in die seine ganze Existenz gefaßt ist, daß er eigenes Leben habe, liegt für uns der Weg zu Gott.

Aber daß wir alsdann Gott finden, können wir selbst uns nicht erkämpfen. Religion kann zwar nicht sein ohne Anstrengung sittlichen Wollens, aber sie erwächst nicht aus ihr. Die Offenbarung, die einen Menschen rettet, muß ihm gegeben werden als sein mächtigstes Erlebnis. Der Gehalt dieses Erlebnisses besteht nun nicht (wie Schleiermacher meinte) darin, daß wir uns absoluter Abhängigkeit bewußt werden. Freilich muß im Erlebnis der Offenbarung, eben weil es uns nur gegeben werden kann, reines Bewußtsein der Abhängigkeit sein. Wenn wir aber in diesem Vorgang wahrhaftiges Leben finden sollen, so muß es ebenso von dem reinen Bewußtsein unserer Freiheit oder inneren Selbständigkeit erfüllt sein. Eine Anschau-

ung von dem religiösen Grunderlebnis, der Offenbarung, können wir also nur haben, wenn wir uns auf einen Vorgang besinnen können, der für uns eine von uns selbst frei gewollte, reine Abhängigkeit bedeutet. Einen solchen Vorgang würden wir uns nicht erdenken können, aber wir können ihn in seiner Wirklichkeit anschauen. Wir haben ihn dann vor Augen, wenn wir uns von einer geistigen Macht ergriffen wissen, die als die Erscheinung reiner Güte auf uns wirkt. Denn dieser Erscheinung gegenüber befinden wir uns tatsächlich in einer von uns gewollten reinen Abhängigkeit, in völliger Unterwerfung, die doch zugleich ein freudiges Aufleben der eigenen Seele ist. Das Erlebnis, aus dem die Religion entstehen kann, ist also in jedem Frommen die Erfahrung, daß er einer geistigen Macht begegnete, unter deren Berührung er sich völlig gedemütigt und zugleich zu wahrem, innerlich selbständigem Leben erhoben wußte. Das wird uns in der Geschichte, d. h. im Zusammenleben mit Menschen geschenkt, wenn wir erleben, daß Ehrfurcht und Vertrauen in uns erweckt werden.

Wilhelm Herrmann †

Bischof Konrad Freifeldt †

Die vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirchen Rußlands haben ihr selbstgewähltes Oberhaupt verloren: Bischof Freifeldt ist am 31. Mai in Petersburg infolge einer schweren Operation verschieden. Körperliche Leiden hatten das Leben des 76 jährigen Greises erschwert, aber bis zum letzten Augenblick hat er im Vollbesitz seiner geistigen Rüstung in den vordersten Reihen der Kämpfenden gestanden. In Freifeldt ist einer der wenigen „Unersetzlichen" dahingegangen. Er wurde mit Recht von seinen Freunden einem alten Wein verglichen, den die Flucht der Zeit edler und feuriger macht.

Welch ein Leben: In Dorpat am 23. März 1847 geboren, studierte er dort Theologie. Zu jener Zeit hatte die Russifizierung noch nicht eingesetzt. Als Landsmann der Verbindung Estonia konnte er den Glanz des alten ungeschmälerten deutschen Burschentums genießen. Die Freunde, die er in Dorpat gewann, sind alle getreulich mit ihm gegangen, bis der Tod einen nach dem andern abrief. Doch schon früh hat Freifeldt die Sorgen für seine Familie kennen gelernt. Bis die Jahre ihm eine Pfarre gestatteten, mußte er zum Lehrerberuf greifen. Der blutjunge Mann wurde Rektor des in Petersburg bekannten Wiedemannschen Privatgymnasiums. Er verheiratete sich damals mit der ältesten Tochter des mit neun Kindern gesegneten Bäckermeisters Michaelsen, der in seiner Jugend aus Holstein nach Rußland eingewandert war. Die beseelte, schöne Frau ist ihm über 25 Jahre eine kongeniale Lebensgefährtin gewesen. Ihrem Sarge folgten alle Kreise der Petersburger Gesellschaft von den Großfürstinnen bis herab zum Bettlervolk. Nach ihrem Tode heiratete der schon Weißhaarige ihre jüngste Schwester, die ihm in glücklicher Ehe vier Töchter geboren hat.

Sein Leben ist in Petersburg verlaufen, doch seine Wirksamkeit griff über ganz Rußland. Seine erste Gemeinde war die der estnischen Johanniskirche in Petersburg, war doch Freifeldt estnischer Abstammung. Bald wurde er Pfarrer an der ehrwürdigen deutschen Gemeinde zu St. Annen, die noch auf Peter den Großen zurückgeht. Er hat ihr seine ganze weitere Tätigkeit als Pfarrer gewidmet und in den letzten Jahren der Pfarrernot wieder in der Annenkirche gepredigt. Sein diplomatisch-scharfer Verstand und die ungewöhnliche Arbeitskraft ließen ihn führende Posten in der Kirchenverwaltung übernehmen. Das Petersburger Konsistorium und sodann bis zur Revolution das evangelisch-lutherische Generalkonsistorium haben unter seiner Führung gestanden.

In den langen Zeiten russischer Reaktion, begonnen mit den achtziger Jahren bis zur Revolution von 1903, in denen slavischer Nationalismus und intolerante Orthodoxie die Evangelisch-Luherische Kirche und das deutsche Bildungswesen verfolgten, ist Freifeldt einer der deutschen Vorkämpfer für Glaubensfreiheit und nationale Duldung gewesen. Er hatte den Vorzug ausgezeichneter Verbindungen in den höchsten Beamten- und Hofkreisen und verstand sie mit Mut und Geschick zum Besten der guten Sache auszunutzen. Da er selber dabei von Stufe zu Stufe stieg und sich weltliche Würden neben geistlichen auf seinem Scheitel häuften, fehlte es nicht an Neidern. Dennoch wandten sich aus dem ganze Reiche Deutsche und Evangelische in der höchsten Not stets an den ragenden Kirchenmann in Petersburg, und in unzähligen Fällen hat er geholfen. Doch die brutale Walze Pobedonoszewscher Politik konnte er nicht aufhalten, sondern nur mildern. Immerhin ist die Erhaltung der deutschen Kirchenschulen in Petersburg und Moskau vor allem Männern wie Konrad Freifeldt, Paul von Kügelgen, Josef König zu danken.

Das ironische Schicksal hat nach der bolschewistischen Revolution griechisch-orthodoxe Kirchenfürsten als Bittsteller in das deutsch-evangelische Pfarrhaus Freifeldts gesandt; er solle sich doch für die verfolgte russische Geistlichkeit verwenden. Das war im Jahre 1918, als die Gesellschaft Rußlands in Deutschland den machtvollen Erretter sah.... Und Freifeldt hat getan, was in seiner Macht stand.

Im Spätherbst 1918 hat er zum letztenmal das bolschewistische Rußland verlassen, um eine kirchliche Vereinigung der Deutschen, Esten und Letten in Riga zu befürworten, wie sie sich in Rußland schon anbahnte. Dann ist er auf seinen gefährlichen Posten nach Petersburg zurückgekehrt und hat auf ihm bis ans Ende ausgeharrt. Ich habe wie viele andere Freunde des Verstorbenen immer wieder versucht, den greisen Arbeiter mit den kleinen Kindern dazu zu bewegen, daß er Feierabend mache. Nach Estland, seiner einstigen Heimat, und nach Finnland, wo er vor dem Kriege in seiner Villa in Hangö glückliche Sommerferien verlebt hatte, wurde er geladen. Aber er wollte nicht. Er fühlte es, daß er nötig sei. Er war nicht der Hirt, der seine große Herde verließ. Er war nötig.

Denn der Neubau der Evangelischen Kirche Rußlands, den die veränderten Staatsverhältnisse erforderten, ist unter seiner klugen Leitung errichtet worden. Vor allem ist es seiner mildegebietenden Persönlichkeit zu danken, daß der Zusammenschluß aller Evangelischen Rußlands: der Deutschen, Esten, Letten und Finnen unter einem Dache gelang. Und als die neue geeinigte, dem Rätesystem angepaßte Kirche zustande gekommen war, die den alten Geist in neuen Formen bewahrte, wurde er als Vorsitzender des Bischofsrats an die Spitze des gesamten Kirchenwesens gestellt. So krönten die schwersten und verantwortungsvollsten Leistungen seiner letzten Jahre das arbeitsreiche Leben dieses rastlos strebenden Kirchenmannes.

Äußerlich freilich stieg der einst glänzende Vertreter des stolzen Petersburger Deutschtums tief herab. Er hat sich mit seiner Familie durch die Jahre 1918—23 durchgehungert und durchgefroren. Seine Wohnung im einstigen Evangelischen Hospital hat er behalten, aber die alten Wände sahen statt der früheren gesicherten Behaglichkeit, wie zeitweise die Töchter des Hauses wegen Unterernährung das Bett hüten mußten. ... In der höchsten Not brachte dann eine Reise des Vaters in bäuerliche Gemeinden, oder eine Gabe aus den deutschen Kolonien bei Petersburg, aus Finnland, Estland oder Amerika Rettung. Ich habe erschütternde Dankesbriefe dieses „Kirchenfürsten" gelesen, in denen er von einem Paar abgelegter Beinkleider, einem Pfund Butter, einer Last Holz wie von großen unverdienten Wohltaten spricht. Während er Sonntag für Sonntag die zusammengeschmolzenen Besucher der Annenkirche durch seine warme, ins Leben hineingreifende Predigt erquickte, während die Leitung der ganz Rußland umfassenden evangelischen Kirchenorganisation in seiner Hand lag, ging er mit seiner Familie in Lumpen, da an den Ankauf von Wäsche nicht zu denken war. Er wurde auf seine alten Tage wieder Lehrer, Professor an dem neugegründeten Seminar zur Ausbildung evangelischer Pfarrer; er leistete das Größte und das Kleinste — gottergebenen Sinnes und freudig erhobenen Hauptes.

„So ist's zu verstehen", schrieb ich im März 1921 unter dem frischen Eindruck mir gewordener Schilderungen, „daß das fünfzigjährige Amtsjubiläum Freifeldts zu einem Fest des ganzen evangelischen Rußlands wurde. Es hatte von nah und fern seine besten Vertreter nach Petersburg gesandt. Den veränderten Verhältnissen entsprechend, zeigte sich die Dankbarkeit oft in anderer Weise als früher. So erschienen die Gratulanten mit Geschenken: wie einigen Pfunden Brot, Mehl, Butter oder Speck. ... Daneben gab es erhebende Ehrungen, wie die fünfzigköpfige Lettendeputation — aus jeder lettischen Kolonie des Nordens war ein Vertreter entsandt worden — die dem Jubilar einen mächtigen Lorbeerstrauß überreichte und ihm verkündete, daß er auf einer eben abgehaltenen lettischen Kirchenversammlung einstimmig zum Erzbischof der lettischen Kirche Rußlands ausgerufen worden wäre."

Die beiden letzten Winter sind durch Hilfe von auswärts (besonders aus Finnland und neuerdings aus Amerika) etwas leichter gewesen. Dennoch fehlte es auch im letzten Winter dem Freifeldtschen Hause nicht an bittersten Sorgen. Immer wieder betonte er in seinen Briefen, daß keine einzige der einst so reichen Petersburger evangelischen Gemeinden ihren Pfarrer noch zu unterhalten vermöge.

Bischof Freifeldt hat bei seinem Werk ausgeharrt, obgleich die moralischen Entbehrungen in einer vergifteten Atmosphäre schlimmer waren als die körperlichen. Fest wie ein Felsen ragte er, die Bibel in den treuen Händen, in das gottverwerfende Rußland unserer Tage hinein. Mit Grauen sah er der fast widerstandslosen Zertrümmerung der herrschenden Kirche zu. In lebendiger Anpassung und Gegenwehr wußte er indessen seine evangelische Kirche zu sammeln, zu festigen und „unter ein Notdach" zu bringen, wie er sich ausdrückte.

Berlin G von Kügelgen

Wie kommen wir vorwärts?

1

Wie machen wir es, daß wir, der Bund für Gegenwartchristentum, aufhören, ein Offizierkorps ohne Gefolgschaft zu sein? Denn das ist ja unsere Klage, daß seiner Denkweise nach die Mehrheit unsres Kirchenvolks zweifellos zu uns und nicht zu den Gemeinschaften gehört (wenn wir die Richtungsunterschiede in unserer Kirche kurzerhand auf diese beiden allgemeinsten Formen zurückführen wollen), daß aber jene Richtung immer genügend Leute, beneidenswert eifrige Leute hinter sich hat, um eine uns oft unheilvoll dünkende Macht in der Kirche auszuüben, während bei uns gerade die Leute, die zu uns gehören, fehlen, so daß wir im Entscheidungsfalle an die Wand gedrückt werden. Die Beispiele sind offenkundig.

Schließlich sind das nun aber keineswegs nur Machtfragen, wie es zunächst scheinen könnte, Machtfragen, von denen sich sofort zartbesaitete Gemüter in unseren Kreisen angewidert fühlen. („Um Gotteswillen nur keine Kirchenpolitik!") Vielmehr: Die große Aufgabe, die einfach Gott selber uns gestellt hat, ist heute, die Tausende, welche der Kirche und aller Frömmigkeit überhaupt entfremdet worden sind, ihr wiederzugewinnen. Für die Losung „Fromm und eng" werden diese nun aber schwerlich zu haben sein. Dagegen dem „Fromm und frei" würden viele sich gern anschließen, wenn sie nur das Zutrauen hätten, daß man innerhalb der Kirchenmauern „fromm und frei" sein darf. Hier besteht zumeist ein fast unüberwindliches Mißtrauen. Zeigen wir diesen Tausenden nun aber, wer **wir** sind, und daß wir **auch** da sind, daß wir in der Kirche Daseinsrecht besitzen, Gleichberechtigung uns erringen können, dann geben wir ihnen den Mut zurück, sich am kirchlichen Leben zu beteiligen, dann machen wir sie in der Kirche wieder heimisch. Aus Pflichtgefühl dürfen wir daher der herrschenden Richtung in der Kirche weder den Gefallen tun, daß wir uns von ihr totschweigen lassen, noch gar den anderen, daß wir uns selber totschweigen, indem wir in mystisch-ästhetisch-sentimentalen Zirkeln als Veilchen, das im Verborgenen blüht, uns einkapseln. Nein, die Bünde für Gegenwartchristentum in den verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes sollen mitten in die breite Öffentlichkeit hinein und da frei und offen ihre gute Sache vertreten.

2

Ist das möglich? Können wir wirklich den Massen für die religiösen Fragen in unserem Sinne Teilnahme abgewinnen? Vermögen wir zu den Evangelisationswochen im Gemeinschaftssinne ein Gegenstück erfolgreich durchzuführen? Ich bejahe das, nachdem ich die „Religiöse Woche" Mitte September hier in Plauen mit Professor **Niebergall** aus Marburg als Evangelisator erlebt habe. Es werde darum hierüber jetzt kurz berichtet.

Zunächst muß so etwas gut vorbereitet sein mit schon wochenlang vorher beginnenden Hinweisen in den Zeitungen, mit Plakatreklame und Verteilung von Handzetteln durch Konfirmanden usw. Ferner muß eine gewisse geistige Höhenlage geschaffen werden, um gerade auch an die Gebildeten unserer Tage heranzukommen. So haben wir mit einem schönen Kirchenkonzert in der größten Kirche unserer Stadt, der altehrwürdigen Johanniskirche begonnen, wobei wir Mitwirkende fanden, die durch ihre hervorragende Kunst wie durch ihre persönlichen Beziehungen zu unserer Stadt schon an sich eine große Zugkraft ausübten. Der Ertrag dieses Konzerts, bei dem wir mit Festsetzung des Preises für die besten Plätze nicht ängstlich zu sein brauchten, hat uns die Kosten der übrigen sämtlich bei freiem Eintritt dargebotenen Veranstaltungen mit gedeckt, ja uns noch zu einem Überschuß verholfen. Auch beim Vertrieb der Konzertkarten hatten unsere Mitglieder sich eifrig betätigt.

Professor Niebergall hatte seinerseits die Themen seiner fünf Vorträge, die er vom Montag bis Freitag jedesmal abends 8 Uhr in unserer anheimelnden und eine gute Akustik bietenden Lutherkirche hielt, so zielstrebig in innerem Gedankenfortschritt aufgebaut, daß schon dies die Hörer fesseln mußte. Auch die äußere Form („Das Erwachen der Seele", „Die Entdeckung des Jenseits", „Heimkehr zu Gott", „Was soll all der Schmerz und Lust?", „Das Wagnis des Glaubens") übte ihre Schlagkraft aus. Und nun vor allem die Wirkung des Redners selbst. Alle fünf Abende eine volle, zum Teil übervolle Kirche. Viele, die am ersten Abend aus Neugier gekommen waren und dann regelmäßig wiederkommen **mußten**, weil die Sache sie nicht mehr losließ, schlichte Leute und Gebildete, Kaufleute und Studenten (es waren akademische Ferien), besonders auch, die sonst so oft nicht da sind, die Männer. Von Tag zu Tag stärker ein Erlebnis für die ganze Stadt. Unser Bund ist hier seitdem gewiß keine Winkelsache mehr. Und was mehr bedeutet: Tausende von Menschen sind religiös wieder angefaßt und Gott und Jesus wieder nähergekommen. Wesentlich war für diese Wirkung natürlich die ganze Art des Redners. Mit rückhaltloser Offenheit sprach er über die Dinge und betonte doch mit einer auch auf den Hörer übergehenden Begeisterung überall das Aufbauende. Ohne Wortschwall oder Phrase stellte er mit knappsten, oft expressionistisch skizzenhaften Worten scharfumrissene Bilder vor den Hörern hin, unerbittlich das Menschenleben schildernd, wie es ist, und es vor die große Entscheidung stellend, wie es sein sollte. Bußprediger und Evangeliumsprediger zugleich.

Niebergalls Redeweise war also eigentlich ein neuer Typus, der zwischen wissenschaftlichem Vortrag und erbaulicher Predigt die Mitte hielt. Mir scheint, daß dieser Typus eine Zukunft hat und gerade an den Vielen seine apologetische Kraft entfalten kann, die heute weder einseitig rührselig erbaut noch mit nüchtern kalter Wissenschaft gefüttert sein wollen, sondern nach kräftigerer Kost für Geist **und** Gemüt hungern. Freilich gehört dazu, diese neue Form zu meistern, ein Mann, der nicht nur die wissenschaftlichen Stoffe und Probleme der historischen wie systematischen Theologie, der Philosophie wie Naturwissenschaft beherrscht, sondern auch imstande ist, mit treffsicherer Praxis aus ihnen immer das religiös Wertvolle herauszuholen und zu starken Gefühls- und Willensimpulsen, zu Quintiven und Motiven umzuschaffen. Zweifellos vereinigt Niebergall beides, diesen Universalismus und diese Konzentration in seltenem Maße.

3

Natürlich blieb auch der Widerspruch nicht aus, gemäß dem, daß wir Gegenwartchristen überhaupt zwei Fronten haben. Der Widerspruch **von links** kam in einer nachträglich an die ganze Veranstaltung noch angeschobenen Versammlung in einem Schulfestsaal, wo Niebergall vor Lehrern und Freunden der Schule über „Die Wahrheit im Religionsunterricht" redete. Mit erfrischender Unverblümtheit war Niebergalls Absage an den Materialismus, Häckels Welträtsel und ähnliche Rückständigkeiten einer „Wissenschaft" von vorgestern erklungen. Das rief nun aber einige Verfechter der weltlichen Schule auf den Plan, die den Vorwurf der Religionsfeindschaft ablehnten und folgerten, da nicht jeder der angeblich 270 Weltanschauungen in Deutschland eine Schule für sich beanspruchen könne, müsse die Schule eben religiös neutral, also „weltlich" sein. Indes wirkte dieser Widerspruch von links matt und mehr wie ein Rückzugsgefecht.

Besonders lebhaft dagegen war er **von rechts**. Obwohl in allen Einladungen zu der „Religiösen Woche" immer wieder betont wurde, daß ihre Vorträge für **Suchende** seien, kamen zunächst auch Gemeinschaftsleute sowohl zu den Vorträgen selbst wie auch zu den Bibelbesprechungen, die Niebergall an vier Nachmittagen hielt, und in denen er die Geschichten vom Sündenfall und von Jesu Geburt, Gegensatz zu den damaligen Autoritäten und Auferstehung behandelte. Mit allem Ernst mußte sich Niebergall hier gegen den Versuch der Gemeinschaftsvertreter wehren, diese Stunden zu religiösen Streitgesprächen zu gestalten, und erst auf eindringliches Ersuchen des Ortsgruppenvorsitzenden, der betonte, daß diese Darbietungen für ganz anders orientierte Leute bestimmt seien, blieben sie weiterhin fort. Viel Kritik wird ja dann anderswo, also in Gemeinschaftsversammlungen und persönlichen Gesprächen, auch wohl in mündlichen und schriftlichen Äußerungen gegenüber unserem Superintendenten an Vorträgen wie Bibelstunden geübt worden sein. Jedenfalls kam nach einiger Zeit eine gleichlautende Eingabe, die etwa 50 (= ein Viertel) ihrer Mitglieder an die Plauener Vereinigte Kirchgemeindevertretung richteten, und die verlangte, daß für derartige Veranstaltungen künftig eine Kirche nicht wieder hergegeben werde. Es waren bei äußerlich würdigem Verlauf innerlich bewegte zwei Stunden, als Mitte Oktober in der Vereinigten Kirchgemeindevertretung dieser Antrag zur Verhandlung stand. Nur Laienmitglieder sprachen außer dem die Sitzung leitenden Superintendenten. Und es war eine Freude für unseren Bund, daß verschiedene Redner, die nicht zu ihm gehören, sondern viel weiter rechts stehen, bekannten, was ihnen oder Anderen, von denen sie wußten, Niebergall religiös gegeben hat, daß sie warm dafür eintraten, auch unserem Bund müsse in der Kirche Lebenslicht und Luft gewahrt bleiben, daß schließlich die Entscheidung über die in dem Antrag enthaltene Frage mit ziemlicher Mehrheit den Vertretungen der **einzelnen** Kirchgemeinden überlassen wurde. Ob die Gemeinschaftskreise sich bei diesem Ergebnis beruhigen oder etwa noch an Konsistorium, Landesbischof oder Landessynode weitergehen werden, steht dahin. Aber jedenfalls hat hier einmal eine Stadtsynode nicht nur wie sonst meist mit äußerlichen Fragen wirtschaftlicher oder rechtlicher Natur, sondern mit den innerlichsten Fragen evangelischen Glaubenslebens sich zu beschäftigen gehabt, wobei man Rednern wie Hörern eine tiefe Ergriffenheit anmerkte, und Jeder genötigt war innerlich Stellung zu nehmen; der Segen davon wird bleiben. Nicht nur als Hecht im Karpfenteich, was ja noch kein Verdienst wäre, sondern vor allem auch als positiver Anreger hat hier unser Bund gewirkt. (Schluß folgt.)

Plauen i. V. **Johannes Oßle**

Psychanalyse und Anthroposophie

O. Pfister in seiner neuesten Schrift: Die Aufgabe der Wissenschaft vom christlichen Glauben in der Gegenwart (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1923. 48 S.) erhebt eine temperamentvolle Anklage gegen den wissenschaftlichen Betrieb der theologischen Disziplinen, besonders der systematischen, der Dogmatik. Er tadelt ihre rein intellektuelle Einstellung, ihre bloße phänomenologische Methode, ihre historische und archäologisierende Darstellungsform, ihr praktisch-ekklesiastisches Ziel: Darstellung und Entwicklung des Glaubensstandes von Korporationen zu verschiedenen Zeiten oder deren systematische Einordnung. Dagegen erhebt er die Forderung einer neuen Glaubens-Wissenschaft, die den Glauben der Einzelpersönlichkeit psychologisch analysiert, darstellt und versteht und auch gewisse korporative Erscheinungen (Orthodoxie, Pietismus, Prophetie) aus der Tiefenpsychologie des Unterbewußten ableitet. So werden für Jesus, Paulus, Johannes kurz andeutende Proben gegeben. Diese Disziplin befruchte dann alle andern bis zur Praktischen Theologie und bis in die Seelsorge hinein. Die dahinterstehende Methode der Psychanalyse (Freud) hat sich hier von der früher oft einseitig sexuell orientierten Erklärung gelöst, so daß der Vorwurf gegen ihre Anhänger als „Sexual-Theologen" nicht mehr zutrifft. Wer diesen ganzen Erklärungsversuch mit dem Wort „pathologisch" abtun zu können meint, der sei daran erinnert, daß nicht alles Psychologische auch pathologisch zu sein braucht und daß das am wenigsten von den seelischen Leistungen des unser normales Bewußtsein an Umfang und Stärke weit übertreffenden Unterbewußtseins sowie von den seltenen, das Normale überbietenden Äußerungen des Überbewußtseins gilt.

Nun ist es interessant, daß heute eine ganz ähnliche Kritik an Kirche und Theologie von der Anthroposophie erhoben wird. So stellte Rittelmeyer, damals noch von der Kanzel der Neuen Kirche in Berlin aus, die Behauptung auf: die Kirche stehe ratlos vor der modernen Kultur, hilflos vor der eigenen Geschichte, kraftlos vor dem modernen Leben! Ähnlich waren die Thesen des anthroposophischen Hochschulkursus über die Theologie von heute: Untergang der Religion in der gegenwärtigen Theologie, Untergang der Offenbarung im Psychologismus, des Gottesglaubens im Irrationalismus, des Christusglaubens im Historismus. Wir sehen, einige pia desideria der Anthroposophie und der Psychanalyse decken sich, dagegen lehnt die Anthroposophie die psychanalytische Methode wie überhaupt jede religionspsychologische als „Psychologismus" und Irrationalismus ab, wie auch Pfister seinerseits jene ablehnt. Und doch haben beide Richtungen etwas Gemeinsames: sie kennen den Wert der Inspiration von oben und der Intuition als Erkenntnisquelle, sie haben Verständnis für okkulte Vorgänge und eine gewisse psychologische Grundeinstellung, nur daß die Anthroposophie die Psyche jedes Menschen steigern und intuitiv machen, während die Psychanalyse des religiös Gegebenen das Phänomen psychisch analysieren will. Will man daher Religion und damit doch wohl auch die Theologie vertiefen, an die Seele der Sache herankommen, statt überwiegend zu historisieren und zu rubrizieren, dann müßten sich beide Richtungen ergänzen und der Wahrheitskern, der in jeder zweifellos liegt, die theologischen Disziplinen befruchten. Wenn beide Richtungen nun heute ein umwälzendes Programm für die theologische Wissenschaft aufstellen und jede eine neue Wissenschaft fordert — dort Glaubens-, hier Geisteswissenschaft — so ist es das Recht jeder neuen These, sich rebellenhaft-umstürzlerisch in die Schranken zu stellen. Aber ein Eindruck und Nachhall beider Forschungsmethoden wird bleiben und manches sich durchsetzen. Von der Anthroposophie wird nachwirken der Aktivismus einer psychotechnischen Handhabung, einer seelischen Erhöhung, ein Vorbereiten neuen religiösen Erlebens und Einstellung auf die Wahrheitsfrage. Von der Psychanalyse wird nachwirken und sich mehr noch durchsetzen das mehr passive seelische Beobachten und Erforschen der un- und unterbewußt verankerten religiösen Phänomene der großen religiosi oder unserer Zeitgenossen, ein Verstehen und Darstellen religiösen Erlebens und ein Aufrollen der Wertfrage. Jedenfalls werden sich beide, Glaubens- und Geisteswissenschaft, vorläufig damit bescheiden, wie es Pfister am Ende tut: die großen religiösen Neuerungen sind nie durch bloß theologische Reformationen entstanden, sondern durch eine neue Ausgießung des göttlichen Geistes selbst! *)

Berlin — Devaranne

Verschiedenes

Geschichte der antiken Philosophie. Von Karl Joël. Erster Band. Tübingen, J. C. B. Mohr 1921. 1006 S.

„Ein Buch, das als Einführung den Gebildeten ansprechen, den Studierenden aufklären und das zugleich noch dem Gelehrten einige Bereicherung bieten möchte ... ein Gegenstand, aus der Ferne des Toten in lebensvolle Nähe gerückt, als inneres Erlebnis in klares Bild ausgetragen, durch eine Reise zu den klassischen Stätten in Griechenland und Unteritalien zu lebendiger Anschauung genährt ..." so spricht sich der Basler Philosoph selbst über sein Buch aus, das den „Grundriß philosophischer Wissenschaften" des Tübinger Verlags ziert.

Wer Windelbands „Geschichte der neueren Philosophie im Zusammenhange mit der Kultur und den besonderen Wissenschaften" kennt, wird es zu würdigen wissen, wenn ich hier behaupte, daß wir mit Joëls Werk für die Antike mit einem würdigen Gegenstück beschenkt wurden. Wer Joëls Arbeiten einigermaßen verfolgt hat, seine „Philosophenwege", sein Buch über die Willensfreiheit, wer seine Vorliebe für Mystik und Romantik, sein Verständnis für Nietzsche kennt, weiß daß in diesem Gelehrten ein Künstler steckt, daß neben dem glänzenden Dozenten der glänzende Schriftsteller gewissenhaft und fruchtbar wirkt. Er weiß auch, daß Joël ebenso großen Wert auf strengwissenschaftliche Arbeit für die Fachgenossen und deren Anerkennung wie auf Fühlung mit der gebildeten Welt legt, von der er gelesen werden möchte. Auch hier ein Streben nach zwei Zielen, deren eines zu erreichen Andern genügen muß, denen beiden sich zu nähern Joël in seiner großen und schönen Lebensarbeit immer mehr gelingt.

Begreiflicherweise kann diese hohe und weite Aufgabe, die antike Philosophie in den Zusammenhang der Natur und Kultur zu stellen, nur in großer Umfänglichkeit der Darstellung gelöst werden. So führt uns der erste Band nur eben bis zu den Toren der Platonischen Philosophie. Ihr und Aristoteles ist der druckfertige Zweite gewidmet. Aber wird man es uns verargen, wenn wir Theologen und Freunde der „Christlichen Welt" des dritten mit besonderer Ungeduld harren? Den von den Philosophen oft vernachlässigten Hellenismus von Joël dargestellt zu sehen, ist nicht nur ein besonderer Genuß, der in Erwartung steht, es ist da auch eine überaus nötige Arbeit zu tun und ein großes Problem zu lösen, vor dem viele zurückschrecken. Wir wünschen dem kühnen Historiker des antiken Denkens von Herzen, daß er Muße und Kraft zur Vollendung der in so weiten Ausmaßen gesteckten Aufgabe ohne allzulanges Hinausschieben in eine ungewisse Zukunft finde. In dem, was er uns heute schon bietet, sehen wir nicht nur ein Lehr-, sondern auch ein Trostbuch für Viele, die sich heute wieder wie in allen kritischen Zeiten an die Wiege der Kultur zurückflüchten, um hier am Quell der Schönheit und des Denkens Mut und Kraft zu schöpfen für die schweren, niederdrückenden Aufgaben einer dunkeln Gegenwart.

Eduard Platzhoff

Oswald Spengler als Philosoph. Von August Messer. Stuttgart, Streder und Schröder 1922. 216 S.

In klarer, allgemeinverständlicher Weise wird hier die Welt- und Lebensanschauung Spenglers dargelegt und sachlich und vornehm eine Kritik seiner metaphysischen, erkenntnistheoretischen und ethischen Grundgedanken gegeben. Messer erkennt die Fülle geistvoller Beobachtungen an, durch die Spengler der fachwissenschaflichen Forschung auf lange hinaus wertvolle Anregungen gegeben hat. Aber sein geschichtsphilosophischer Grundgedanke, die Hypothese der isolierten „Kulturseelen", ist doch nur ein geistreicher „Einfall". Und als Erkenntnistheoretiker entbehrt er jeder Originalität, übernimmt vielmehr nur die Modegedanken von der Geringschätzung des Verstandes und des begrifflichen Denkens. Den schärfsten Widerspruch endlich fordert Spengler als Ethiker heraus. Gerade für die wichtigsten sittlichen Forderungen hat er kein Verständnis, dafür überschätzt er alles Technische und tritt ein für die Richtung auf das Äußere, auf Expansion, auf Machtausdehnung, auf Militarismus und Imperialismus jeder Art. Das sind die wichtigsten Ergebnisse des Messerschen Buches, das zweifellos neben der Kritik von Th. Häring (Die Struktur der Weltgeschichte, Tübingen 1921) einen angesehenen Platz in der Literatur über Spengler einnehmen wird.

Hermann Faber

Geschlecht und Religion. Ein Beitrag zur Psychologie der männlichen und weiblichen Frömmigkeit von Alexander Beyer. Wien und Leipzig, Braumüller 1923. 50 S.

Die Bedeutung dieser Schrift liegt in der Problemstellung, nicht im Ergbnis, in der Formulierung der Frage, nicht in der Antwort. Diese befriedigt vielmehr in keiner Weise, weil ganz unkritisch und allzu massiv aus dem Bau des männlichen und weiblichen Körpers Schlüsse auf die psychologischen Tatbestände gezogen werden, statt daß umgekehrt von einer sorgfältigen Beobachtung der psychischen Differenzen ausgegangen und dann hintendrein in gewissen anatomischen und physiologischen Eigentümlichkeiten die Erklärungsgründe, soweit es möglich ist, gesucht würden. So erhalten wir nun eine Reihe von Thesen, die mehr verblüffend als überzeugend sind. Aus der Feststellung, daß das Schwergewicht des weiblichen Körpers nach unten, nach der Erde zu tendiert, im Gegensatz zum männlichen Körper, wird gefolgert, daß auch das geistige Schwergewicht des Weibes der Erde zuneigt, während der Geist des Mannes von der Erde loszukommen sucht. Daraus ergibt sich dann für die Charakteristik der weiblichen Frömmigkeit, daß sie wesentlich irdisch, diesseitig orientiert ist und eudämonistische Ziele hat, während die männliche Religiosität vor allem ethisch orientiert, auf Kampf

*) Eine nächste Nummer wird zu einem Teil der Psychanalyse gewidmet sein. D H

eingestellt und weltverleugnend ist. Die konstruktive Art dieser Gedanken wird noch besonders deutlich durch die Behauptung, daß die Richtigkeit dieser Sätze unabhängig sei von dem Durchschnittsbild der Erfahrung; es gebe z. B. weibliche Religionen, in denen natürlich auch die Frömmigkeit des Mannes dem weiblichen Typus der Religiosität angehöre. Sind schon in diesem Teil mit der Aufstellung der These von der Unwahrheit der weiblichen Frömmigkeit kritische Urteile in die Darstellung hineinvermengt, so werden diese im letzten Abschnitt der Schrift wieder aufgenommen. Sie schließen mit der Behauptung ab, daß sowohl männliche als weibliche Frömmigkeit nur „Religiosität“, also „natürliche Religion“ im Sinn der selbstgemachten Phantasiereligion seien, während die wahre „Religion“ in der rein geistigen, d. h. asexuellen Religion zu erblicken sei. In der Begründung dieses Gedankens hat aber der Verfasser den Fehler gemacht, daß er die sexuelle Bestimmtheit der Frömmigkeit mit der Stellung der Religion zu sexuellen Fragen verwechselt. Er weist nämlich nicht nach, daß die Frömmigkeit des Paulus oder Origenes, des Augustin oder Kierkegaard über den Gegensatz von männlich und weiblich erhaben sei, sondern daß diese Männer eine antithetische Stellung zu den geschlechtlichen Dingen eingenommen hätten. Das ist aber doch etwas wesentlich Anderes. Schade, daß die Schrift nicht zarter und tiefer, klarer und wahrer ist! Hermann Faber

Weltanschauung. Ein Führer für Suchende. Von Hans Richert. Berlin und Leipzig, Teubner. 132 S.

Eine lebendige Einführung in die Weltanschauungsfragen der Zeit, leichtverständlich, doch nicht oberflächlich, besonnen und doch kraftvoll, gerecht abwägend, so daß der Leser nicht bevormundet wird, und zugleich Motive gebend für den Willen. Eine willkommene Gabe auch für den, der nicht überall des Verfassers Standpunkt teilt. An Dilthey geschult, entwickelt das Büchlein auf knappem Raum eine überraschend lebendige und umsichtige Einführung in die Kulturverzweigungen. Nicht für den ersten Anfang, aber dem Nachdenklichen gewiß ein liebenswerter Weiterführer. Karl Müller (Würdenhain)

Von ewigen Dingen. Von Th. Häring d. Ä. Betrachtungen. Stuttgart, Strecker und Schröder. 93 S.

Wer dieses Büchlein mit seinen vier Abschnitten: „Glauben“, „Das Buch“, „Er“, „Wir“ liest, erkennt dankbar, wie D. Häring in Tübingen, der 75jährige, der erprobte Lehrer, die Gegenwart mit ihren Bedürfnissen und Zersplitterungen, wie mit ihren geistigen Strömungen und Bestrebungen durch und durch versteht, und uns in seiner bekannten, ruhig abwägenden Art mit wenig Worten alles, worauf es ankommt, in klaren Worten, ohne Schulsprache, als Mensch den Menschen das Tiefste zu sagen weiß. Er verbindet mit der besonnenen Reife des Alters das volle Verständnis der heutigen Jugend, mit der Beherrschung seines eigenen, des theologischen Gebiets den freien Blick über das ganze deutsche Geistesleben. Gustav Gerok

Aus Amt und Zeit. Beiträge zur praktischen Theologie, Kultur- und Religionspsychologie von Dr. Ad. Meyer-Steinmann, Pfarrer in Vechigen bei Bern. Bern, Paul Haupt, 1923. 214 S.

Der Verfasser legt hier nach zwei Jahrzehnten praktischen Wirkens in zwei Landgemeinden seines Kantons seine Erfahrungen nieder. Er hat aber nicht nur still auf seinem Dorfe gesessen. Er ist vor allem in Frankreich und Deutschland in den letzten fünf Jahren umhergereist, hat vergleichende Eindrücke aufgenommen und daheim denkend verarbeitet. Vor den Toren Berns wirkend, war er als Religionslehrer am Gymnasium jahrelang mit der Jugend in Fühlung. Seine Interessen sind vielseitig und sein Buch spiegelt diese Vielseitigkeit. Da finden wir gute alte praktische Themata aus dem Amtsleben und aus Pastoralkonferenzen: Wert und Gestaltung von Predigtserien; Abendmahl; Hebung des Gesanges; Konfirmandenunterricht. Daneben Kriegsaufsätze: Predigttexte im Weltkrieg; Liebestätigkeit der Schweiz, der rechte Richter. Allgemeinere Fragen: Abfall von Christentum und Kirche; ungesuchte Religion; außerkirchliche Feiern von Festen und Lebensstufen. Auch Soziologisches, eine Analyse von Ostwalds Energetik. Das Lebensbild des Bernerpfarrers K. L. Jäggi eröffnet, und ein Überblick über Geschichte der Psychologie der Madagaskarmission schließt.

Für den Leser in Deutschland scheint mir die Lektüre einer solchen Aufsatzsammlung ganz besonders aufschlußreich. Sie führt ihn in eine neutrale und weitsehende Geistesverfassung ein, die ihm viel Neues bieten muß. Die deutsche Schweiz mit ihrem Verständnis für Deutschlands Fühlen und Denken, mit ihrer Dankbarkeit für das von dorther Empfangene — das Buch ist Professor Lüdemann zum 88. Geburtstag gewidmet, dessen Dogmatik wir erwarten — sieht doch gerade heute anders nach Westen als es von Deutschland aus geschehen kann. Sie ist in Fühlung mit französischem Geistesleben im eigenen Lande und über seine Grenzen hinaus. Sie siehet vieles anders und weiter. Diese Stimmung gibt Meyers Buch sehr deutlich wieder. Es sei darum auch an dieser Stelle zum mindesten den Bibliotheken zur Anschaffung empfohlen, denn es wird den Leser in Deutschland fesseln und kann nur fördernd und aufbauend wirken. Eduard Platzhoff

Konfirmandenunterricht, Religionsunterricht, Katechismus. Von Prof. D. Johannes Bauer in Heidelberg. (Sonderabdruck aus den Badischen Pfarrvereinsblättern, März 1923.) Heidelberg, Heidelberger Verlagsanstalt 1923. 16 S.

Mit zwei Denkschriften des Badischen Oberkirchenrats zur Katechismusfrage befaßt sich diese auch stilistisch, vor allem aber durch die klare Folgerichtigkeit ihres methodischen Aufbaus entzückende Studie, in der sich eine souveräne Durchdringung der Probleme und ihrer mannigfaltigen Zusammenhänge lichtvoll gruppiert: 1. Verhältnis von Konfirmandenunterricht und Religionsunterricht im allgemeinen; 2. die christliche Lehre im K und RU.; 3. die einzelnen Teile des Lehrunterrichtsstoffes; 4. der Katechismus und seine Lehrsätze; 5. die Anordnung des Katechismus; 6. Resultat. Wo, nach Ansicht des Verfassers, auf diesem für Eltern und Kinder, Pfarrer und Lehrer gleichermaßen bedeutsamen Gebiet alle wirklich konkrete Reformarbeit der Gegenwart den Hebel einzusetzen hat, mag, wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem ebenso knapp wie einsichtsvoll formulierten Satz der Einleitung entnehmen: „Die badische Katechismusfrage hängt zwar mit der allgemeinen deutsch-evangelischen zusammen, deckt sich jedoch nicht mit dieser und kann jedenfalls nicht von ihr aus gelöst werden.“ Walther Sattler

Weihestunden. Sonderdrucke der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1922. Heft 1: Michaelis, Ein Blick in Luthers Werkstatt. Heft 2: Derselbe, 400 Jahre Bibelwort in Luthers Übersetzung.

Für Reformationsgottesdienste, Evangelische Bundesfeiern, Kirchliche Werbetage erprobt und wohl geeignet, wird an Meister Spittas verdienstliche Wormser Liturgie angeknüpft. Die alte Art der Familienabende, gemeinsames Lied, Chor und Soli mit Deklamation und Vortrag zu einem Ganzen zu fügen, ist hier ins Gottesdienstliche übertragen. Die Musik wird choralisch, der Lutherrezitator übernimmt die Kanzel, der Liturg vom Altar aus die verbindenden Worte (wobei sich beide Personen auch vereinen ließen oder die Rezitation an Pfarrfrau oder Kantor fiele; für Gemeindeglieder ist sie praktisch zu schwer). Ein gewisser lehrhafter Ton wird vom Fachmanne stärker empfunden als von der Gemeinde. So geben die Hefte wertvolle Fingerzeige und sind im Jubeljahre der verbesserten preußischen Agende, das den Gemeindekirchenräten die Ausgestaltung der Gottesdienste zur verfassungsmäßigen Pflicht macht, der Beachtung und Verbreitung gewiß. Strewe

Thüringer Kirchenblatt. Herausgegeben vom Thüringer Landeskirchenrat. Eisenach, jährlich 24 Nummern.

Die vorbildliche Regelung des äußeren Kirchenwesens und die Anweisungen zur Pfarrverwaltung bringen so reichliches Material, daß auch außerthüringische Pfarrer sich deren Anregungen zunutze machen sollten. Landpfarrer seien auf die mustergültige Regelung der Kirchenpächte hingewiesen, von der sich schon jetzt im Vereinbarungswege oder bei Neuverpachtungen in den Bietungsbedingungen Vieles übernehmen läßt. In Zweifelsfällen wage man eine Rückkarte an den Thüringer Pachtbeauftragten. Die Antwort wird eher kommen, als eine gleichzeitige Eingabe die vorgesetzte eigene Behörde auf dem Dienstwege erreicht hat. Strewe

Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Von Prof. Dr. Joseph Pohle. Köln, J. P. Bachem. 453 S.

Wanderungen durch die Sternenwelt. Von Carl Onnasch. Görlitz, Hoffmann und Reiber. 54 S.

Die Frage nach den Bewohnern der Himmelskörper ist mit dem fruchtlosen Streit um die Bewohnbarkeit des Planeten Mars aus der Reihe der Probleme für die Astronomie ausgeschieden. Wenn trotzdem jemand eine Einführung in die Astronomie im Rahmen dieser Frage schreiben will, dann hat er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Professor Pohle tritt vom theologischen Standpunkt an das Problem heran. Auf Grund dogmatischer und philosophischer Argumente sucht er die Existenz von Sternbewohnern außer uns notwendig zu machen. Neben diesem theologisch-philosophischen Teil des Werkes zieht sich, fast möchte man sagen, leider eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Astronomie hin. Der theologische Teil ist sehr interessant und anregend geschrieben. Der astronomische dagegen leidet sehr unter der veralteten Tendenz, die Bewohnbarkeit der Himmelskörper als Kernpunkt der Betrachtung zu fassen. Er erhebt sich nicht über das Niveau der übrigen populären Astronomien. Deshalb wäre das Werk als erste Einführung in die Astronomie kaum zu empfehlen. Eher ist es ein Buch für Theologen und theologisch interessierte Laien, die es sicher mit Befriedigung aus der Hand legen werden.

In dem Büchlein von Onnasch haben wir eine glückliche Verknüpfung von Wissenschaft, eigener Beobachtung und einer Weltanschauung vor uns, die mit einem sieghaften Optimismus das ganze Leben durchglüht. Diese vierzehn kleinen Geschichtchen — vielleicht waren es Abende, die der Sternbeobachtung gewidmet waren — lassen vor den Augen des Lesers ein harmonisches Bild des Weltganzen entstehen, in das man sich gern

schauend und miterlebend hineinvertieft. Wie manches lernt man erst jetzt kennen und schätzen, an dem man sonst achtlos vorüberging, und wie manche sonst vielleicht unbeantwortete Frage klärt sich hier auf und fügt sich auf schöne Weise mit in das Weltbild ein. — An diesem Büchlein wird gewiß jeder, der mit offenen Augen in die Welt sieht, seine Freude haben, und ihm wäre die weiteste Verbreitung im deutschen Volke zu wünschen. Martin Leo

Purzelpeter. Ein Märchen von Auguste Branchart. Mit Bildern von Marie Grengg. München, Georg W. Dietrich. 32 Quartseiten.

Es ist zwar gerade nicht Weihnachten; aber es gibt Geburtstage. Kindergeburtstage. Von Kindern, die 5 bis 8 Jahre alt sind. Da soll nun dieses reizende Kinderbuch sehr empfohlen sein, nicht weil, sondern obwohl es von einer Freundin unseres Blattes kommt. Die Dichtung nämlich. Mit der sich die feinen Bilder in fröhlichster Harmonie befinden. Sie erzählt den kleinen Lesern oder Zuhörern von den Erlebnissen des aus Übermut vom Himmelsrand heruntergepurzelten kleinen Engelknaben, der sich unten mit den Tieren und zuletzt auch mit dem Menschen anfreundet — und das so natürlich und reizvoll, daß auch Erwachsene ihre Freude daran haben werden. R

Religiöse Dramen

Roose, ein holländischer Dichter, sucht („Der Meister des Lebens", Bücherlese-Verlag, Leipzig, 154 S.) die Bedeutung Jesu darzustellen durch den Eindruck, den seine Gestalt und sein Wirken auf bestimmte Kreise in Jerusalem, besonders den um Pilatus, hervorbringt, während Jesus selbst nur schweigend auf dem Gange nach Golgatha über die Bühne schreitet. Der fruchtbare Gedanke, dessen Dramatisierung auch eine geschickte Hand verrät, wird leider durch Theatralik in hellseherischen Motiven, Beleuchtungseffekten und Liebesbeziehungen (des Judas zu Maria von Magdala und dieser zu Jesus) in peinlicher Weise gestört.

Dichterische Werte zeigt das Lutherdrama von Alfred Graf („Der Prophet". Eine Trilogie. Eigenbrödlerverlag, Berlin, 219 S.): vor allem faßt es Luther nicht konventionell auf, sondern in der dem Verstand kaum zugänglichen Vereinigung von Weichheit und Leidenschaft, Verzagtheit und Märtyrerwillen, Liebe und Trotz, Erdensinn und Gottesgeist. In stark historisch gefärbter Sprache wird dieser Charakter in ein breites Gemälde der Zeit, dessen Ausführung besonders das Vorspiel dient, hineingestellt. Doch tritt hier zugleich besonders der Mangel auf, der die Handlung begleitet: zu viel epische Breite, zu viel, was dichterisch nicht lebendig ist und dramatisch einbezogen wird. Der Schluß des letzten Aktes, vom Reichstag zu Worms, ist reichlich theatralisch: das Nachspiel, stilwidrig faustisch, ist ohne abschließende Kraft.

Der „Leutnant Jesus", von dem Axel Lübbe's Trauerspiel Ultima Ratio Hominis (Erich Matthes, Leipzig 1921. 123 S.) handelt, ist ein moderner und aktueller Egidy, dem jener Spottname früher von den Regimentskameraden gegeben ist. Es stellt mit Farben der heutigen Gegenwart dar, wie das Gottesreich in dem Heiligtum reinen, selbstlosen Menschentums erbaut werden soll und wie der aus dieser Idee lebende Mensch zum Märtyrer wird, aus dessen Blut die Idee weiter zeugt. Die Handlung zerfällt, wie das modern ist, in einzelne Bilder; der Ausdruck ist ein Gemisch von schlicht natürlichem Stil und expressionistischem Höhendunst. Dennoch bietet die Dichtung manches Ergreifende, das den Stempel des Erlebten trägt. Ihre Idee mischt sich in den dramatischen Chor, der heute nach Erneuerung ruft. Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. Unser Finanzelend ist trostlos. Der größte Pessimist hätte sich noch vor einem Jahr nicht träumen lassen, daß heute der Dollar 280 000 steht und immer noch mehr steigt. Die Deutsche Mark ist erledigt. Sie gilt kaum einen Schatten des Pfennigs der Vorkriegszeit. Und die Folgen! Was muß ein altes, abgearbeitetes Dienstmädchen empfinden, das sich in jahrzehntelanger Mühe, oft bei einer wunderlichen Herrschaft krumm gearbeitet, dabei unter Entbehrungen 29 000 Mark erspart hat, heute das Alles als vergeblich erkennt und die Aussicht hat, im Gemeindespital ein trauriges, überflüssiges Dasein zu beschließen? — Kürzlich beobachtete ich eine ältere, in veraltete Eleganz gekleidete, hohlwangige Dame an einem Bankschalter. Sie wollte eine Aktie verkaufen. Der Beamte riet, es nicht zu tun, da die Firma neue Aktien herausgebe, sie müsse sich aber ein Bezugsrecht dazu erwerben. Da sah sie ihn verständnislos an, entfernte sich kopfschüttelnd und sagte: „Das versteh' ich nicht." — Heute ist Jeder, um der Geldentwertung zu entgehen, gezwungen, sich um Dinge zu kümmern, die verzweifelt an der Grenze des Mammonismus stehen. Der Beamte, der am Anfang des Vierteljahrs seinen Gehalt empfängt, kauft von einem Teil der Summe Aktien. Da erhebt sich die Frage: Welche Aktien? Und wenn er dann später flüssiges Geld braucht: Soll ich verkaufen? Heute? Oder besser morgen? Dieses oder jenes Papier? Welch eine Unverschämtheit der Materie, eine solche Herrschaft über unsere Gedanken zu beanspruchen! Zu beunruhigen und die Ruhe und Konzentriertheit zu innerer Entwicklung zu rauben! „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Aber heute muß man ihm dienen. Dabei ist von Bereicherung keine Rede, sondern man erzielt, wenn man Glück hat, höchstens einigen Ausgleich der Geldentwertung. Das ist ein Stück inneren deutschen Elends, von der größten moralischen Gefahr gerade für solche Kreise, die bisher als die einfachsten, gediegensten und innerlichsten galten. — Kein Zweifel, daß von Seiten der Reichsregierung, wie von Seiten der Privatwirtschaft der beste Wille besteht, den Sturz ins Nichts zu bremsen. Aber der Wagen ist in solch toller Fahrt, daß die Bremsen bei scharfem Anziehen zu brechen drohen. Die Reichsbank macht gewaltige Anstrengungen und drückt durch Zwangskurs und eigene Abgabe die Auslandsdevisen um etwa 25 % ihres Auslandswertes herab. Wird sie diese neuerliche elastische Marktstützung (im Gegensatz zur starren im März und April) lange tragen können? Denn die Börsen von New York, Paris und London, auf die einzuwirken die Reichsbank nicht die Finanzkraft hat, bestimmen unbarmherzig ihren aus eigenen Einflüssen gestalteten Kurs, der im ganzen der Ausdruck des Vertrauens zur deutschen Wirtschaft ist. Und dieses kann nur verschwindend sein bei der gegenwärtigen außenpolitischen Lage und der beständigen Selbstschwächung der Reichsbank. Darum besteht in privatwirtschaftlichen Kreisen die schärfste Opposition gegen die Eingriffe der Reichsbehörde: es sei besser, die Wirtschaft frei laufen zu lassen; die künstliche Markbesserung sei unnütz und entkräfte nur die deutschen Finanzquellen. Es sind starke Worte, die man da über verantwortliche Reichsstellen hören kann; trotzdem der Reichskanzler einer der Ihren ist. Sollte es nicht in der Tat besser sein, den Dingen ihren Lauf zu lassen? Denn es ist jetzt zu spät zum Helfen, ja auch zum Mildern. Helfen können hier nur grundstürzende Taten, für die zuerst gewisse außenpolitische Vorbedingungen gegeben sein müssen. Wir sind ohnmächtig an die zwei größten Gewalten der Gegenwart ausgeliefert: an den nationalistisch-militaristischen Machthunger, der heute in so reinem Typus von der französischen Regierung repräsentiert wird, und den zu bekämpfen uns, offenbar auch andern Mächten, die Mittel fehlen — und an den Privatgroßkapitalismus, der sich von Niemand, außer der eigenen Rentabilität, etwas vorschreiben läßt und in seinen inneren Zusammenhängen so kompliziert ist, daß kein Außenstehender ihn kontrollieren kann. Ersteres zeigten uns die außenpolitischen Vorgänge der letzten Wochen, Letzteres die Verhandlungen vor dem Ausschuß, der die Gründe des Marksturzes untersuchen sollte. Es gibt hier, ganz nüchtern betrachtet, keinen Ausweg weder durch menschlich-politische Kunst, noch durch moralische Appelle, noch durch den guten Willen Einzelner: sondern nur durch allseitige leidenschaftslose, eindringliche Erkenntnis der Lage und eine Änderung der außenpolitischen Konstellation. — Beides ist heute immer noch weltenfern. Wir müssen darauf warten als ein Gnadengeschenk Gottes und innerhalb der uns gesetzten engen Grenzen das Unsrige tun. Im übrigen den Mut nicht verlieren! W

Wöchentliche Chronik

Der dritte Deutsche evangelische Kirchentag tritt am 5. Oktober im Assapheum, dem großen Versammlungsraum der evangelischen Gemeinde in Bethel bei Bielefeld zusammen. Verhandlungsgegenstände sind u. a.: die Stellung des evangelischen Christentums zu Familie und Beruf, die Schulfrage, ein kirchliches Diaspora- und ein Bundesbeamtengesetz.

Ostern 1922 sind in Berlin und Magdeburg je 7 weltliche Schulen, in Hannover 16, in Dortmund 11 Sammelklassen, in Recklinghausen und Wanne je eine weltliche Schule neu eröffnet. Im Regierungsbezirk Arnsberg gibt es 350 weltliche Sammelklassen, im Regierungsbezirk Minden keine einzige. Schfr 89

Die Synode der lutherischen Freikirche in Baden hat einen von D. Kaftan stammenden Entwurf einer neuen Kirchenordnung angenommen, nach dem die badische Freikirche nicht mehr Synode, sondern Evangelisch-lutherische Kirche in Baden heißt. Sie hat die Einleitung aus der alten Kirchenordnung unverändert übernommen und bekennt sich damit „zu der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments als der einzigen Richtschnur, danach alle Lehre geurteilt werden soll" und eignet sich die drei allgemeinen Bekenntnisse, sowie die Bekenntnisse der lutherischen Kirche einschließlich der Konkordienformel „als diejenigen Bekenntnisse an, in welchen die reine Schriftlehre zum Ausdruck kommt". AELKZ 27

Der Deutsch-lutherische Seemannsfürsorgeverband in Altona verfügt wieder über 14 größere Stationen mit 11 Seemannsheimen, auf denen 6 Seemannspastoren und 18 Seemannsmissionare arbeiten. epd

Der Reichsfinanzhof hat in einem Entscheid über Befreiung der Berliner Mission von der Kapitalertragssteuer folgendes Urteil abgegeben: „Die wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Beziehungen zwischen den Völkern haben sich so eng gestaltet, daß es für kein christliches Volk bedeutungslos ist, ob die Grundlehren des christlichen Glaubens und damit der christlichen

Gesittung immer weiter Boden gewinnen und nach und nach Gesamtgut werden. Muß schon aus diesem allgemeinen Grunde auch das deutsche Volk auf eine erfolgreiche Missionstätigkeit Wert legen, so hat es ein besonderes Interesse an der Wirksamkeit gerade der deutschen Missionsgesellschaften. Der Missionar ist nicht nur ein Verbreiter christlicher Lehren, sondern auch Träger der besonderen Kultur seines Volkes. Der erzieherische Einfluß, der vom Missionar ausgeht, erstreckt sich auf weite Gebiete. Daß dieser Einfluß im deutschen Sinne ausgeübt wird, daß deutsche Ethik und Kultur in der Welt an Boden gewinnt, daran besitzt das deutsche Volk, solange es nicht auf den Gedanken verzichtet, eine Aufgabe im Rahmen der Weltkultur erfüllen zu müssen, ein erhebliches Interesse." AMZ 6

Die Abhaltung des Deutschen Katholikentages, der im August in Köln stattfinden sollte, wurde trotz Versicherung des Ortsausschusses, daß er der Völkerversöhnung und dem Frieden dienen wolle, von der Rheinlandskommission verboten. FZ 526

In einer Ansprache, die Papst Pius XI. im geheimen Frühjahrskonsistorium am 23. Mai gehalten hat, versichert er u. a. das katholische Deutschland seiner innigen Liebe, das „es verstanden hat, mit Eifer und Tatkraft, mit Geschick und Erfolg den traurigen Abfall von der römischen Kirche, der vor 400 Jahren stattgefunden hat, wettzumachen". Wartb 6

Am letzten Sonntag des Mai fand in Rom bei Anlaß des Festes der Madonna der Barmherzigkeit unter den Auspizien der Kirchgemeinde San Giovanni im Lateran vor der Kirche Navicella al Celio eine Verbrennung von unmoralischen Büchern und Bibeln (italienische Bibelübersetzung von Diodati) statt. SchwzKfr 13

In den letzten 10 Jahren sind von den 700 Priestern und Ordenspersonen der Diözese Olmütz 37 aus den geistlichen Stande ausgetreten, von denen 24 zur tschechisch-nationalen Sache übergetreten und 13 in einen bürgerlichen Beruf übergegangen sind. DEK

In einem Artikel von Stockholms Dagblad wird ein Zusammenschluß der 7 nordischen protestantischen Kirchen (Schweden, Norwegen, Dänemark, Island, Lettland, Estland, Finnland) vorgeschlagen. AELKZ 26

Auf der Generalversammlung der beiden großen schottischen Kirchen in Edinburgh, der Church of Scotland und der United Free Church, wurde beschlossen, mit den Einigungsverhandlungen fortzufahren. RefKZ 25

Die Straßburger Theologische Fakultät umfaßt 12 Professoren und 20 Studierende.

In Zürich wird ein Diakonenhaus errichtet; die Kosten des Baus sind durch eine Schenkung gedeckt. RefKZ 24

Die deutschen Reformierten in Bessarabien (dessen lutherische Kirche sich an Siebenbürgen angeschlossen hat) haben sich zu einer Pfarrgemeinde mit dem Amtssitz in Schabo zusammengeschlossen. Ebenda

In Kopasilien bei Wongrowitz hat sich unter der Leitung eines Ansiedlers Kurzweg eine aus der Pfingstbewegung stammende enthusiastische Gemeinschaft gebildet, die sich besonders mit Teufelsaustreibungen beschäftigt, die mit drastischen Mitteln betrieben wird. Die Bekehrten gelten als Vollkommene; von den Mitgliedern wird der Austritt aus der Kirche verlangt. EvKBl 8

Das russische Ministerium des Außern ernannte den früheren Oberprokureur beim Heiligen Synod Jwoff zum Vertreter beim Vatikan. Kardinal Gasparri soll die Ernennung bereits anerkannt haben. FZ 519

In Philadelphia ist zum Andenken an den Kirchenhistoriker D. Philipp Schaff ein Schaff-Gedächtnishaus als Heimstätte für kirchliche und philanthropische Bestrebungen errichtet worden. RefKZ 22

„Es muß immer wieder betont werden, daß die Milchpreise in keinem Verhältnis stehen zu allen alkoholischen Getränken wie Bier, Apfelwein, Wein und Branntwein. So lange die Massen für ein Liter Bier doppelt soviel bezahlen als für ein Liter Milch, welches doch zehnmal soviel wert ist, haben sie eigentlich keinen Grund sich über hohe Milchpreise zu beklagen. Die Milcherzeugung ließe sich in Deutschland sehr schnell steigern, wenn die Volksmassen zur Einsicht kämen, daß sie wichtiger ist als die Erzeugung alkoholischer Getränke. Durch intensive Förderung der rationellen Weiden- und Wiesenkultur könnte in wenigen Jahren die ganze Milchnot beseitigt sein." FZ 531

Von Personen. Gewählt: Pastor Dr. Karl Jhmels-Westrhauderfehn (Ostfriesland) zum Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Prof. D. Karl Paul zum Direktor der Leipziger Mission. Habilitiert: Lic. Dr. Friedrich Horst, Inspektor am ev.-theol. Stift, für A. T. in Bonn. Promoviert: Superintendent Lic. Artur Neuberg zum D. von Leipzig; Pfarrer Hans Baur in Basel zum D. von Breslau. — Die Theologische Fakultät Dorpat fordert zu Bewerbungen um den Lehrstuhl für N. T. auf (einzureichen Diplom, Vita, Verzeichnis gedruckter oder druckreifer Arbeiten). ESt

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Provinzialtagung des Evangelisch-Sozialen Kongresses

Jena, Rosensaal, Montag 1. Oktober.

9 Uhr Vorstands- und Ausschußsitzung. 1/2 11 Uhr: „Der Gemeinschaftsgedanke als ethisches Problem in der Wirtschaft": Privatdozent Lic. Dell-Gießen. 3 Uhr Besichtigung des Zeißwerkes mit Einführung in die sozialen Unternehmungen der Werke durch Dr. Schomerus. 5 Uhr Mitgliederversammlung mit Aussprache.

*

Bund für Gegenwartchristentum

Weimar, Ev. Gemeindehaus, 1.—3. Oktober.

Montag 1. Oktober Freunde der Christlichen Welt: 5 Uhr Vertrauensmänner, 7 1/2 Uhr Mitgliederversammlung mit eingeführten Gästen: "Machtgedanke und Christentum", Kübel und Schümer.

Dienstag 2. Oktober 9 Uhr Andacht im Park, Oberpfarrer Schmidt. 10 Uhr Erste Hauptversammlung: „Est Deus in nobis (Idealismus und Christentum)", Bornhausen. 4 und 5 1/2 Uhr Generalversammlungen der FCW und der FFrBlkl. 8 Uhr Portenserabend: „Geist — Glaube — Gemeinschaft".

Mittwoch 3. Oktober 9 Uhr Sonderversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins: „Die Sorgen Ostasiens und der Segen des Christentums", Tamaschke-Berlin. 10 Uhr Zweite Hauptversammlung: „Gefühl, Erlebnis, Wahn (Seelenproblem)", Prof. Dr. Strohmeyer-Jena. 3 Uhr Spaziergang nach Tiefurt. 6 Uhr Gottesdienst in der Stadtkirche, Mensing. 8 Uhr Aufführung von Hebbels „Genoveva" als Mysterium.

*

Verband des freien Protestantismus

Weimar, Ev. Gemeindehaus, Donnerstag 4. Oktober.

9 Uhr: „Gemeindeleben und Kirchenpolitik, Gefahren und Aufgaben angesichts der neuen Kirchenverfassungen": Generalsekretär des Deutschen Protestantenvereins Wilhelm Schubring-Berlin. Nach der Aussprache Besprechung der Verbandsvereine über Verbands- und Vereinsaufgaben.

Der
mittelalterliche Mensch
Gesehen aus Welt und Umwelt Notkers des Deutschen
Von
Dr. Paul Th. Hoffmann

In bester Ausstattung auf holzfreiem Papier
Preis Gz. geheftet 5,—, gebunden 6.—

„Das Buch bringt große Beispiele, zeigt durchgehend die wesentlichen Probleme, die den Inhalt des Mittelalters ausmachen und vermittelt so eine Fülle lebendigen Wissens." Badische Post

„Ein wundervolles Buch voll tiefer Gelehrsamkeit und feinsten Verständnisses." Vossische Zeitung

Aus den Briefen eines Universitätsprofessors:
„Schon das äußere Gewand überrascht. Man ist heute nicht gewöhnt, in Deutschland wissenschaftliche Werke in solcher Ausstattung zu erhalten. Soll ich's meiner wissenschaftlichen Bibliothek einverleiben, so kommt es mir beinahe vor, als wollte ich einen Schwan in einen Ententeich führen."

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Stuttgart-Gotha

Demnächst erscheint in 11. Auflage

Das Heilige

Von **Rudolf Otto**

2 Bände je Gz. geh. 4.—, geb. 5.—

Band 1: Das Heilige

Die Absicht des Buches gibt Heinrich Rickert an in seinem Werke: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 4. Auflage, S. 557:

„Wie notwendig es ist, bei der Behandlung der religionsphilosophischen Fragen über alles bloß Ethische hinauszugehen und zu einem Werte sui generis zu kommen, hat R. Otto in eindringlicher Weise gezeigt. Die Schrift gibt sich als ‚psychologisch‘. In Wahrheit ist sie eine der ausgezeichnetsten Beiträge zur Religionsphilosophie als Wertwissenschaft, die wir aus neuerer Zeit besitzen. Nicht der psychische Akt, sondern sein Gegenstand, das Heilige wird im ‚Numinosen‘ aufgezeigt.“

„Am klarsten und schärfsten ist das mystische Urphänomen der Religion in R. Ottos Schrift ‚Das Heilige‘ herausgestellt, das als das bedeutendste religionswissenschaftliche Werk der gegenwärtigen deutschen Theologie bezeichnet werden muß.“

Dürerbund

Band 2: Aufsätze, Das Numinose betreffend

Diese Aufsätze waren zur Hälfte in vorhergehenden Auflagen der Schrift über das „Heilige“ als Beilagen enthalten. Sie erscheinen jetzt vermehrt als eigenes Buch, um die Hauptschrift zu entlasten und um den Käufern von Auflagen, die diese Aufsätze noch nicht oder nur zum Teil enthielten, die Anschaffung zu ermöglichen, ohne daß sie zum nochmaligen Erwerbe des ganzen Werkes genötigt sind.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha

Dr. 4ling Seife

Hersteller: J. Kron, München

Unerreicht in Duft und Güte!

Bewirkt blühendes gesundes Aussehen, hinterläßt Erfrischung und entzückenden Duft!

An die Mitarbeiter der „Christlichen Welt“

Sonderdrucke betreffend

Die heutigen Verhältnisse verbieten es uns, Sonderdrucke oder Abzüge einzelner Arbeiten anzufertigen; die uns entstehenden Selbstkosten sind so hohe, daß wir es weder wagen können, sie den Herren Auftraggebern in Rechnung zu stellen, noch viel weniger sie selbst zu tragen vermögen. Wir bitten daher die Herren Mitarbeiter, von der Gepflogenheit, Sonderdrucke ihrer Arbeiten zu verlangen, grundsätzlich **absehen** zu wollen.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Zur selbständigen Führung meines Haushalts (neben mir meine Tochter, Volontärärztin) mit Hilfe einer Stundenfrau suche ich zum 1. September eine tüchtige **Haustochter** oder **Hausdame**.

Professor D. Dr. **K. Budde**
Marburg (Lahn), Renthof 17.

Aus Polen ausgewiesener Pfarrer sucht sofort **Stellung**.

Angebote an **Depke, Stettin**, Barminstraße 96, II.

Aelteres kinderloses Ehepaar sucht ein fleißiges, besseres **Mädchen**, welches gut bürgerlich kochen und mit dem Zweitmädchen alle übrigen Hausarbeiten verrichten kann. Solche, welche auf eine Dauerstellung sehen, werden bevorzugt und event. später berücksichtigt. Waschfrau vorhanden. Reise und Porto vergütet. Weitere Auskunft erteilt gerne Herr Pfarrer Albert Fauß, Niederkirchen i. O. Pfalz.

Kommerzienrat **Julius Zöllner**
Kusel (Pfalz).

Fabrikantentochter

31 Jahre, **sucht Pension** in Pfarr- oder Gutsbesitzerhaus, wo sie sich tätig beteiligen kann. Bevorzugt waldreiche Gegend und Haus mit geselligem Verkehr. Angebot an Pfarrer **Roese, Solingen**, Kölnerstr. 1.

Anzeigen
in der „Christlichen Welt“
finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Schwestern-
ausbild. mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein**
Rückp. Darmstadt, Wittmannstr. 22
Konsistorialrat Noack.

8.—16. Sonntag n. Trin.

Das **Juli / August - Heft** der

Pastoralblätter

herausgeg. von Lic. E. Stange, erschien soeben. Quart. 0,60 Pf.

Probehefte vom Verlag
L. Ungelenk, Dresden 24.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland, Oesterreich und Ungarn für den Monat August: M. 6000.—, Doppelnummer: M. 3500.—; im Ausland für das Vierteljahr Juli—September und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Rumänien Lei 100.—; Schweden Kr. 2.80; Tschechoslowakei Kr. 18.—; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr für kleine Anzeigen: die viergespaltene Millimeterzeile Grundzahl 0,10 mal der jeweiligen Schlüsselzahl des B.-V.; größere Anzeigen nach Übereinkunft. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha. — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 9. August